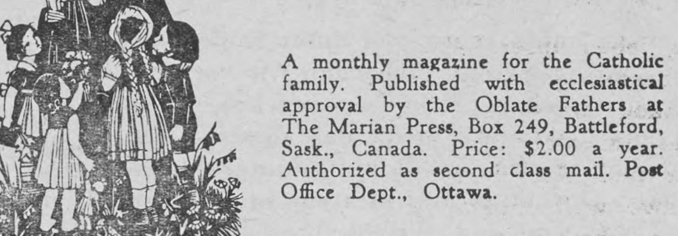


DER MARIENBOTE

December 1960



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249. Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter - Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang   Dezember 1960, Battleford, Sask.   No. 3

Advent 1960

"Waschet und reinigt euch! Schafft weg eure bösen Taten aus Meinen Augen! Lasset ab, Frevel zu tun! Lernet Gutes tun! Strebt nach dem Rechten! Helft den Bedrückten! Schafft Recht der Waise! Führet den Rechtsstreit der Witwe! Wohlan, laßt uns rechten, spricht Gott der Herr. Wenn eure Sünden auch rot sind wie Scharlach, weiß sollen sie werden wie Schnee. Wenn sie auch rot sind wie Purpur, weiß sollen sie werden wie Wolle!"

So spricht Gott zu uns im Adventsbuch der Hl. Schrift, in Isaias 1:16–18. Seiner Stimme Laut hört man jedoch nicht mehr. Schall vernehmen wir mit den Ohren unseres Leibes. Den Sinn gesprochener Worte hört man und versteht man nur mit dem Ohr des inneren Menschen, mit dem Verlangen nach dem Guten oder mit dem Verlangen nach dem Bösen. Wo wir lieben und wo wir erschrecken, dort lauschen wir hin, dort hören wir angestrengt zu. So wie wir heute in höchster Spannung jedem Worte lauschen, das uns auf unseren hochentwickelten Wegen der Nachrichten von der Weltpolitik kommt. Die Politik, die Herrin der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts, redet tausendmal lauter und eindringlicher als Gott. Sie redet eine Sprache, die wir sehr gut verstehen. Die Sprache nämlich trotzender Macht und drohenden Hassens, die Sprache der Gewalt und die Sprache des Menschen, der sich durchsetzen will, und sollte es auch heißen, daß man über Leichen und Ruinen gehen wird.

Sie spricht die Sprache, die uns am Herzen liegt und sich uns tagtäglich auf die Lippen drängt. Ihre Worte zeugen von Kraft und Macht — doch leider ist alles nur Schall. Während wir uns rühmen, vieles durch unsere modernste Wissenschaft fest in der Hand zu haben, müssen wir zugeben, daß wir keinerlei Macht haben, die Wege der Weltpolitik zu leiten und zu lenken nach unseren Ansichten. Wir können nur hoffen, daß sich alle gegenwärtigen Spannungen irgendwie doch einmal glücklich lösen, oder fürchten, daß uns ein großes Verderben bevorsteht. Ein neuer Krieg.

All' unser Lieben und all' unser Schrecken hängt von der Politik ab, die sich gegenwärtig in der Welt abspielt. Wir selbst leben nämlich nur dem Heute. Mit der Vergangenheit befassen wir uns kaum noch, und mit der Zukunft geben wir uns nur in so fern ab, als sie uns bis zu unserem Absterben das Wohlergehen der Gegenwart erhalten und vermehren soll. Unser gegenwärtiges Wohlergehen, ganz gleich of in Gerechtigkeit oder in Schlechtigkeit, lieben wir über alles, lieben wir mehr als alles andere, mehr selbst als Gott. Ein Krieg, der uns unser Hab und Gut und jede Hoffnung auf noch mehr zerstören könnte, ist der größte Schrecken, den wir kennen.

Ein größeres Lieben und einen größeren Schrekken haben wir nicht mehr. Himmel und Hölle sind uns vergangen. Weder der Himmel noch die Gottheit der Himmel erfassen unser Verlangen, noch erregt die Wahrhaftigkeit der Hölle unser Erschrecken. Wir lieben nicht und wir fürchten nicht, wo wir — kaum noch glauben!

Wir lieben unser Leben und unser Hoffen auf noch bessere Erdentage. Und wenn wir vor dem Gedanken an einen Krieg erschrecken, dann kommt uns nicht die Furcht, daß dieser Krieg Städte und Menschen zerstören könnte, die da irgendwo weit hinter den Meeren, in fremden Landen, leben und sind. Wir fürchten den Krieg nur deshalb, weil er unserem eigenen Fleische droht und unserem eigenen Dach. Weil er uns Not und Tod bringen könnte.

Es interessiert uns die Weltpolitik, und es interessieren uns die Wege der Politik in die Tage der Zukunft. Was wird die Zukunft uns bringen? Auch diese Frage stellen wir uns immer nur halb und in Selbstsucht. Wie es eine Weltpolitik gibt, so gibt es auch eine Weltzukunft. Und diese Weltzukunft umfaßt viel mehr als nur uns selbst. Sie befaßt sich auch mit China, mit Indien, Afrika, Rußland — mit allen von Menschen bewohnten Reichen der Welt. Wo aber Menschen sind, da ist auch der Hunger. Der Hunger nach Brot und der Hunger nach dem Lebensstandard der wirtschaftlichen Fülle und der menschlichen Freiheit, die wir hier im Westen genießen, die aber nicht nur für uns erschaffen, die das Erbe aller sind.

In diesem Sinne sind die oben angeführten Worte Gottes zu verstehen: Waschet euch rein von eurer Selbstsucht. Fort mit euren bösen Taten und mit allem Frevel der Eigensucht. Lernt endlich einmal, Gutes, wirklich Gutes zu tun, indem ihr euch um die Rechte der Rechtlosen zu bemühen beginnt. Indem ihr euch um die Waisen und um die Verstoßenen sorgt. Um jene Menschen, die von Hungerlohn leben, während eure Tische schwer beladen sind; während ihr eure Mahlzeit in weichem Stuhl vor dem Fernsehen oder im neuesten Auto verdaut.

Rot wie Blut sind die Taten unserer Ungerechtigkeit und unserer selbstsüchtigen Kurzsicht. Soll Gott einfach wieder alles rein waschen und weiß machen wie Schnee, und dann zuschauen, wie wir weiterhin es treiben nach dem alten Muster der schamlosen Ichsucht? Soll Er uns "weiß machen wie Wolle" und ruhig bleiben, wenn Er sieht, wie wir nur für uns selbst sind und für keinen anderen?

Seit wir den Himmel nicht mehr so richtig lieben und die Hölle uns kein Schrecken mehr ist, hat sich vieles in unserem einstmal christlichen Sinnen und Trachten geändert. Die Buße zum Beispiel, das Büßen und Wiedergutmachen vor Gott und Mitmensch, gehört überhaupt nicht mehr in unseren Lebensstil hinein. So ein Wiedergutmachen ist ja nicht nur etwas rein Äußerliches: Es muß sich der Mensch selbst wieder gut machen. Erst dann liegt Sinn in seinem Büßen und in seinem neuen Verhältnis zu Gott und zum Mitmenschen.

Hier aber liegt unsere Schwierigkeit: Viele wissen überhaupt gar nicht mehr, daß sie sich wieder gut machen müssen, da sie bis tief in ihr Innerstes hinein schlecht geworden sind. Nach den Moralgesetzen, die ihnen bekannt sind, die sie von dieser Welt gelernt haben, sind sie ja "gut". Man lebt halt und denkt und urteilt wie jeder andere. Das ist Gesetz und das ist Ordnung.

Da ist aber noch ein Anderer, dessen "Gedanken nicht unsere Gedanken" und dessen "Wege nicht unsere Wege" sind (Is. 55:8).

Er ist es, der Vater aller, der erlösende Sohn der ganzen Menschheit, der Heilige Geist, belebend in Gnade alle Schöpfung, an den wir uns jetzt, in den Tagen der heiligen Adventszeit, betend wenden:

"Höre, o Herr, mein Gebet. Nach Deiner Treue vernimm doch mein Flehen, und erhöre mich nach Deiner Gerechtigkeit. Gehe mit Deinem Knecht nicht ins Gericht, denn keiner, der lebt, ist gerecht vor Dir. Mein Geist ist müde geworden in mir, und in meinem Innern ist mir das Herz erstarrt. Ich denke der alten Tage. All Deinen Werken sinne ich nach, und ich erwäge, was Deine Hände an mir getan. Nun breite ich meine Hände nach Dir aus: o Herr, wie dürres Land, so dürstet meine Seele nach Dir. Erhöre mich bald, o Herr, denn in mir ermattet der Geist. Verbirg Dein Angesicht nicht vor mir, damit ich nicht jenen gleich werde, die in ewige Abgründe steigen. Laß mich Deine Gnade erfahren gar bald, Du bist ja mein ganzes Vertrauen. Zeige mir den Weg, den ich gehen soll, und erhebe meine Seele zu Dir. Rette mich vor meinen Feinden, Herr, der Du mein ganzes Hoffen bist. Lehre mich, Deinen Willen zu tun, Du, der Du mein Gott bist. Gut ist Dein Geist: Er führe mich in Reinheit durchs Land. Um Deines Namens willen, Herr, erhalte mir mein Leben. Nach Deiner Milde führe meine Seele heraus aus allem Schlechten — siehe Herr, ich bin Dein Knecht" (Ps. 142).

Christus in der Familie

Für die Adventszeit

Von Maria Luise Thurmair



“Weihnachten ist nur schön, wo Kinder sind”, gestand mir die Frau im Textilladen, die mich sonst wegen meiner vielen Kinder oft mit leichtem Kopfschütteln bemitleidet hatte. Aber nun stiegen ihr die Tränen in die Augen. Sie hatte erst keine Kinder wollen; dann war der Krieg gekommen — und nun war es zu spät. “Jetzt essen wir die Gans eben schon am Heiligen Abend. Denn sonst spürt man ja gar nichts von dem Fest.” Als ich heimging, versuchte ich mir den Heiligen Abend der beiden Leutchen vorzustellen: das Bäumchen, die teuren Geschenke, die duftende Gans, das tönende Radio, das ihnen Weihnachtsstimmung ins Herz spielen sollte — und die große Leere ihrer Herzen . . .

Wir wissen es alle: unser Weihnachtsfest ist durch den weltlichen Trubel, durch den großen Geschenkrummel traurig entleert. Die religiöse Feier wird immer dürftiger. Die Schallplatte mit dem “Stille Nacht” bleibt vielfach auch in sogenannten christlichen Familien die letzte Erinnerung, daß es ja ein religiöser Anlaß ist, aus dem man feiert.

Aber was können wir zur Erneuerung der häuslichen Weihnacht tun? Wie auch immer die Umstände und die Zusammensetzung der einzelnen Familien sind, eines gilt für alle: den übermächtig gewordenen “weltlichen Plunder” zurückzuschieben und den geistlichen Gehalt dieses Festes wieder mächtig werden zu lassen. Wir müssen einmal darüber nachdenken: Weihnachten bringt uns die Ankunft des Erlösers in einer not- und schuldbeladenen Welt. Der ewige Sohn des Vaters, vor dem Morgenstern gezeugt (Mitternachtsmesse), kommt in diese Welt, offenbart sich den Hirten und Einfältigen, die guten Willens sind (Messe am Morgen), und dann im wachsenden Lichtglanz seiner Herrlichkeit königlich der ganzen Schöpfung (Messe am Tage). Allein schon dieser grandiosen Entfaltung des Festgeheimnisses nachzugehen, würde uns daran hindern, Weihnachten allzu niedlich zu sehen.

Das bedeutet also für unsere häusliche Feier, daß der Schwerpunkt von Geschäft und Geschenk wegrücken muß hin zur Krippe, zur Vergegenwärtigung der Menschwerdung Gottes. Im Mittelpunkt der Weihnachtsfeier muß die Frohe Botschaft von der Ankunft Gottes unter uns Menschen stehen, die sich in den weihnachtlichen Tagen in immer größerer Freude entfalten sollte.

Der Heilige Abend soll den innigen und sehnsüchtigen Auftakt dazu geben. Bis in die jüngsten Jahre hinein, und in manchen Gegenden unseres Landes hat er den Vigilcharakter bis heute bewahrt. Er war Vorbereitung, Auftakt, Erwartung. Fasten und Beten bestimmten den Tag und der gemeinsame Gang zur Christmette. Erst nach der Mette, in der ja die Ankunft des Herrn verkündet und gegenwärtig wird, beging man die häusliche Feier im Mahl, in den Geschenken.

Das hat sich heute in vielen Gegenden etwas verschoben; aber wo immer es möglich gemacht werden kann, vor allem in jungen Familien, die neu anfangen, sollten wir den Mut haben, den Dingen ihre Ordnung und ihren rechten Rang wiederzugeben; das heißt, vor dem Geschenkjubel und dem festlichen Mahl sollte die religöse Feier des Heiligen Abends stehen, die Krippenfeier der ganzen Familie. Und wir müßten es als Minimum häuslicher Feier für jede Familie fordern, daß sie vor der Krippe gemeinsam ein Weihnachtslied singt, daß das Evangelium der Heiligen Nacht erzählt oder vorgelesen wird und daß in einem gemeinsamen Ge-

---

Wollte der Geist dieses Bußpsalmes uns doch jetzt zur Adventszeit das Herz zerbrennen. Es kommt der Emmanuel ja doch nur jenen, die zu Ihm kommen. Ohne Ihn ist die Welt verloren, mit Ihm kommt Rettung allen, die Ihn suchen, die Ihn finden und die Ihn aufnehmen. Gott hat errichtet auf Erden Sein Heiligtum. Möge Er uns unsere Schuld vergeben und uns bewahren vor den Tagen, da in Feuer ausbrechen könnte das Werk unserer Sünde.

– Der Schriftleiter

bet alle für die Menschwerdung Gottes danken. Dieses Mindestmaß kann natürlich nach allen Seiten reich entfaltet werden zu einem richtigen kleinen Programm; die Folge der Lieder kann mit adventlichen Gesängen beginnen, kann Herbergsuche, Hirtenlieder, Anbetung an der Krippe umfassen; und zwischen diesen Liedern wird das Weihnachtsevangelium in den dazu passenden Abschnitten gelesen. Auch im Gebet kann sich die Familie reicher und inniger aussprechen; die Kinder bringen die kleinen Opfer dar, die sie während des Advents unter dem Zeichen etwa der Strohhälmchen, der kleinen Blumen gesammelt haben, und sprechen ihre Gebete dazu; der Vater faßt alles zusammen in Dank und Lob, Hingabe und Bitte. Texte aus der Liturgie, der Weihnachtsmette werden vor allem in Familien mit größeren Kindern das Festgeheimnis noch lebendiger gegenwärtig machen helfen. Auch die Hausmusik hat hier ihren Ort; Flöten, Geigen, Gitarre oder Klavier werden das Singen einleiten und begleiten.

Eine weitere schöne Möglichkeit ist die Darstellung der Weihnachtsgeschichte durch die Kinder. Das mag nun, im Anschluß an den biblischen Text, in einem vorbereiteten Stegreifspiel geschehen oder in einem anderen einfachen Spiel der Kinder, in der mit verteilten Rollen gesungen und gespielten Herbergssuche; es wird jedenfalls für alle das intensivste Erleben des Weihnachtsgeheimnisses bedeuten, wenn sie es selbst aussagen und ausspielen können und dieses Spiel dann mit der Anbetung an der Krippe beenden.



So gibt es eine Fülle von Möglichkeiten, den Heiligen Abend richtig zu begehen. Es wäre viel gewonnen, und das Weihnachtsfest würde allmählich aus dem schlimmen Stimmungsgedudel und Geschenkrummel herausgerettet, wenn es uns belänge, den Schwerpunkt auch der häuslichen Feier wieder auf das geistliche Geschehen zu verlegen, auf die Verkündigung der Heilsgeschichte, die Anbetung des Kindes in der Krippe und die jubelnde Freude über unsere Erlösung. Erst nach dem, gleichsam aus der überfließenden Freude über das große Geschenk, das Gott uns Menschen in dieser Nacht gegeben hat, wollen wir einander beschenken. Das kann, wo es der Brauch ist, noch am Heiligen Abend sein. (Jedoch müßte man da einen Weg finden, durch Verdecken der Geschenke oder Wechsel des Raumes die Spannung der Kinder zurückzuhalten, daß sie ihr Herz und ihre Gedanken wirklich auf die religiöse Feier konzentrieren können.) Schön und gewiß sinnvoller ist es — wie es in vielen Landstrichen bei uns noch Brauch ist —, erst nach der Christmette zu bescheren. Jede Familie, die ernsthaft um die Wiedergewinnung dieser hohen Feste bemüht ist, wird hier den Weg und die Möglichkeit erwägen und finden, die ihr gemäß sind und richtig erscheinen. Wir müssen nur den Mut haben, hier einmal mit einigen bürgerlichen Konventionen zu brechen und das Neue und Wesentliche zuwagen; es wird sich wahrhaftig lohnen.

Die Heilige Nacht schenkt uns das große Erlebnis des Ganges zur Christmette; in dieser nächtlichen Opferfeier wird Wirklichkeit, was die häusliche Feier des Abends vorbereitet hat. Mitten zur Nacht, wie die Engel auf Bethlehems Fluren, können die Eltern mit einem Lied ihre Kinder wecken: "Auf, auf, ihr Buben, stehts alle geschwind auf!", und dann eilen alle voll verhaltener Freude zur Kirche, um

das große und feierliche Geheimnis zu erleben.

Der Christtag selbst ist nicht nur zum Ausschlafen und zum Spielen da, wiewohl natürlich auch diesen Dingen ihr Raum gewährt werden wird. Aber gerade in den drei Messen, die die Kirche uns an diesem Tage schenkt, zeigt sich die zu immer hellerem Glanz gesteigerte Entfaltung des weihnachtlichen Festgedankens. Sie sollten uns nicht ganz verloren gehen; wir können im Lauf des Tages, beim Gebet an der Krippe, beim festlichen Mahl sicher das eine oder andere Wort aus den wunderbaren Texten hören und bedenken. Und in Gesang, Musik und Lesung wird uns an diesem Tag die Freude über die herrliche Offenbarung des Herrn zum Ausdruck kommen. "Lobt Gott, ihr Christen allzugleich in seinem höchsten Thron, der heut aufschließt das Himmelreich und schenkt uns seinen Sohn!"

Die festliche Freude, die am Heiligen Abend aufgebrochen ist, darf bis Dreikönig nicht mehr abklingen. Abend für Abend vereint die Familie zu gemeinsamen Singen und Musizieren, zum Vorlesen und Erzählen. Gerade das weihnachtliche Liedgut hat noch am meisten bewahrt von der Sangesfreudigkeit die einmal in unserem Volk lebendig war, und die alles heilige Geschehen im Lied ausklingen ließ. Was Wort und Belehrung noch lange nicht vermögen, das singt sich schon im zartesten Alter durch das Lied ins Gemüt hinein und wirkt darin wie ein Samenkorn.

Wenn wir uns so um die religiöse Wiedergewinnung des Weihnachtsfestes bemüht haben, werden wir eines erleben: unsere Freude und unser Reichtum werden nicht geringer sein als die der Weltmenschen, die ungleich mehr Geld und Mühen auf ein äußerlich prunkvolles Fest verschwendet haben. Sie werden vielmehr größer sein, tiefer, von einer großen geistlichen Fülle; denn sie ist gespeist aus dem seligen Geheimnis, daß Gott "aufschließt sein Himmelreich und schenkt uns seinen Sohn." –

Die Schuhe des heiligen Nikolaus

Eine Erzählung aus der Bretagne

Von Julie Borius

Vater Anselm im Dörfchen Rosencouet war nicht nur ein gutmütiger Mensch, sondern auch der beste Schuhmacher weit und breit. Sein einziger Luxus war die Tabakspfeife und seine einzige Gefährtin eine zahme Elster.

An einem Nachmittag im frühen Dezember klopfte es scheu an die Tür seiner Werkstatt. Alles "Herein!" nützte nichts. Da stand der Meister schließlich auf und fand auf der Schwelle ein Mädchen, das noch zu klein war, um die Türfalle mit seinen Händchen zu erreichen.

"Ich brauche einen Schuh", sagte die Kleine geheimnisvoll. "Ich heiße Ginette."

"Schuhe für dich?" fragte Anselm und schaute auf die nackten Füßchen seiner Besucherin. "Oder für deinen Vater oder für deine Mutter?"

"Ich habe weder Vater noch Mutter mehr", antwortete das Mädchen.

Anselm war die Güte selbst und hatte eine zu hohe Auffassung von seinem Beruf ,als daß er die Mitmenschen nur auf Grund ihrer Zahlungsfähigkeit bedient hätte.

"Morgen ist das Fest des heiligen Nikolaus", begann das Kind. "Ich habe bisher nichts davon gewußt, denn ich gehörte zu fahrenden Kesselflickern. Aber gestern hat mir ein kleines Mädchen von Rosencouet gesagt, daß ich heute abend nur einen Schuh in den Kamin zu stellen brauche, wenn ich von dem guten Heiligen schöne Sachen haben möchte. Und da ich in ihrem Schaufenster so viele, viele Schuhe sah, dachte ich, daß sie mir sicher einen leihen, denn ich selber besitze keinen. Ich werde ihn morgen zurückbringen — und ich will dafür auch alle Geschenke des heiligen Nikolaus mit ihnen teilen."

Der rührende Einfall, mit den Gaben vom Himmel den Dienst auf Erden zu vergelten, stimmte Vater Anselms Herz noch weicher, als es ohnehin schon war. Er schneuzte sich lange und dann sagte er:

"Ist es nicht besser, den Schuh in deinem Namen in meinen Kamin zu stellen? Morgen kommst du dann einfach hier vorbei und schaust nach, was dir der Sankt Nikolaus gebracht hat!"

Das Gesichtchen der Kleinen verdüsterte sich. "Oh, Sie trauen mir nicht! Sie haben Angst, daß ich Ihnen den Schuh nicht mehr zurückbringe!"

"Aber nicht doch!" versicherte Anselm. "Ganz andere Gründe bewogen mich zu meinem Vorschlag. Und damit du's glaubst", er holte ein Paar funkelneue Schuhe vom Gestell herunter. "nimmst du einen von diesen hier mit — und ich stelle den andern für dich in meinen Kamin. Doppelt genäht hält besser!"

Zum Dank erhielten Vater Anselms pergamentene, stachelige Wangen, einen scheuen Kuß von frischen Kinderlippen, und es wäre schwer zu entscheiden, wer von beiden glücklicher war.

Als die kleine Ginette die Werkstatt verlassen hatte, schneuzte sich der Schuhmacher nochmals ausgiebig und sagte dann zu seiner Elster: "Ob du's nun glaubst oder nicht, Margrit, aber heute nacht wird der heilige Nikolaus meinen alten Kamin wieder einmal heruntersteigen . . ."

Ungefähr in der Mitte des Heimweges blieb Ginette plötzlich stehen, denn eine Überlegung fiel wie ein heißer Bleitropfen auf die goldenen Schwingen ihrer Sankt-Nikolaus-Hoffnung:"Wir haben ja gar keinen Kamin! Nein — ich kann den Schuh doch unmöglich auf die Steine stellen, auf denen wir kochen."

Um dieses Problem reiflich zu überdenken, setzte sie sich an den Rand des Straßengrabens. Nicht lange ging es, da kam ein griesgrämiger, alter Landstreicher dahergehumpelt. Seine nackten Füße waren vom strengen Marschieren blutig. Er hielt an, als Ginette unwillkürlich einen leisen Aufschrei des Erbarmens ausstieß, und betrachtete abwechselnd die Kleine und seine armen Füße bis sein Blick plötzlich den Schuh in ihrer Hand traf.

"Hoho!" stieß er hervor. "Schenk mir den da — das ist gescheiter als Gaffen!"

Das Mädchen drückte den Schuh fest an sein Herz. Nein, nur das nicht! Dieser Schuh gehörte ja dem Nikolaus. Aber andererseits stand da so ein armer Mensch — und schließlich wartete ja noch ein zweiter Schuh im Kamin von Vater Anselm auf Ginette. So gab sie sich einen Ruck und sagte tapfer: "Da nimm ihn!"

Der Vagabund schlüpfte rasch hinein und brummte zufrieden: "Er paßt wie angemessen. Und nun rasch her mit dem andern, sonst wird am Ende noch ein Fuß auf den andern eifersüchtig." — "Der andere?" stammelte Ginette. Der andere Schuh enthielt ja die ganze ihr noch verbliebene Hoffnung auf Sankt Nikolaus! Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Aber deswegen sah sie doch, wie schrecklich der Fuß des Vagabunden zugerichtet war. Mit zitternder Stimme sagte sie endlich: "Geh zum Schuhmacher im Dorf, und wenn du ihm erklärst, daß die kleine Ginette dich schickt, wird er dir den anderen Schuh schenken."

Ohne auch nur Dankeschön zu sagen, humpelte der Landstreicher in der angezeigten Richtung davon,und die arme, kleine Ginnette blieb am Straßenrand sitzen, um sich zuerst einmal richtig auszuweinen.

Als der zerlumpte Mann in die Schuhmacher-Werkstatt stapfte und unwirsch den zweiten Schuh forderte, da stieg Vater Anselm die Galle hoch. Das Ganze roch doch allzu deutlich nach einer abgekarteten Sache! Vermutlich gehörten der alte Bettler da und die kleine Heuchlerin von vorhin mit ihrem rührenden Sankt-Nikolaus-Märchen zusammen! So gutmütig der Schuster sonst auch war — nein, ein Dummkopf war er denn doch nicht! Schon wollte er den ungebetenen Gast kurzerhand aus seiner Stube werfen, da fiel sein Blick auf den Kaminvorsprung, wo der bereits mit Spielzeug gefüllte andere Schuh stand. Und plötzlich schien es Anselm, als ob ihm dieser Schuh gar nicht mehr gehöre. Er wies mit der Hand darauf und brummte: "So nehmt ihn in Gottes Namen!"

Aber auch dem Vagabunden ging plötzlich ein Licht auf. Er erinnerte sich, daß heute der 5. Dezember war, und es wurde ihm bewußt, wie schwer dem unbekannten kleinen Mädchen das Opfer gefallen sein müsse. Einen Schritt zurückweichend murmelte er: "Verzeiht — ich habe es nicht gewußt!" Und er erzählte dem Schuhmacher, dem das Herz weiter denn je wurde, alle näheren Umstände.

Unterdessen war das Kind, von Tränen und Müdigkeit überwältigt, im Straßengraben eingeschlummert. Schnee begann zu fallen. Als der heilige Nikolaus, der damit beschäftigt war, überall Kinderschuhe mit guten Dingen zu füllen, an der schlafenden, kleinen Ginette mit den nackten Füßchen vorbeikam, nahm er sie kurzerhand mit ins Paradies.

In den kleinen Sarg, der am nächsten Tag auf den Friedhof von Rosencouet getragen wurde, hat der Dorfschuhmacher die Spielsachen des heiligen Nikolaus gelegt. Und als die Beerdigung vorüber war, hat man im Schnee vor dem Grab noch lange die Eindrücke sehen können. die die Knie eines Vagabunden hinterlassen haben. –

Verheissung an die Braut

In der Entfaltung der Offenbarung, die Gott uns im Alten und Neuen Testament gegeben hat, ebenso aber auch in der liturgischen Feier der Kirche wird bezeugt, daß der Herr sein Kommen "seinem Volke" zugesagt hat, dem einzelnen nur insofern, als er in der Gemeinschaft des Volkes Gottes steht.

So wird begreiflich, daß in der Liturgie des Advents immer wieder vom Volke Israel, von Sion, von Jerusalem die Rede ist. Gemeint ist aber mit diesen Bezeichnungen das neue Gottesvolk, die Gemeinde Jesu Christi, seine Kirche. Sie allein hat die Verheißung des Kommenden erfahren zum Segen für sich und alle Menschen. Ihr gilt sein Kommen, da er bereits mit ihr verbunden ist, da sie seine Braut ist, die er nicht verlassen zurücklassen kann.

So ist denn auch der Sinn seines Kommens nicht primär das Gericht, sondern die selige hochzeitliche Vereinigung in der Pracht und Macht des Herrn des Himmels und der Erde. Das Gericht, das über die Bösen ergeht, ist das Ausbleiben dieser seligen Vereinigung für diejenigen, die mit fadenscheinigen irdischen Entschuldigungen die Teilnahme an seiner Hochzeit abgelehnt haben. Ihnen wird sein Kommen in die Welt notwendigerweise zum Gericht. Aber nicht deswegen kommt der Herr, sondern dazu, um seine Braut, seine Gemeinde, in seine Herrlichkeit einzuführen.

Johannes Pinsk

Ertraget einander und verzeiht, wenn einer sich über den andern zu beklagen hat. *Kol. 3:13*

Die Unbefleckte

Alles Leid, aller Schmutz, alles Elend und alles Falsche geht von der Sünde aus (Röm. 5:12). Alles Rechte aber und alles Edle kommt vom Reinen, vom unberührt Strahlenden. Einer nur ist der ewig Reine, der ewig Unbeschmutze von allem Falsch, der ewig Strahlende in aller Herrlichkeit des Guten, des Besten, des Allerheiligsten. Und das ist Gott.

Es hat Gott die Jungfrau-Mutter Seines eingeborenen Sohnes zum Spiegel Seines Glanzes gemacht und zum Gefäß Seiner Lichtfülle. Niemand weiß, wieviel an Leben Gottes und wieviel an Herrlichkeit des Ewigen der kleine Mensch der Erde in sich aufnehmen kann. Doch eines wissen wir: Ganz schön durch Gottes Gnadenleben im Herzen wurde nur Maria, die Mutter Jesu Christi. Unberührt vom Werke Satans, von der Sünde, voll aller Gnaden der Teilnahme an Gottes herrlichstem Wesen, trat sie ins Dasein, als Gott sie rief, damit sie werde im Schoße ihrer Mutter. Rein und heilig von Anbeginn durch Gottes allmächtiges Wollen trat sie ins Leben, um Mutter zu werden dem ewig reinen, heiligen Gottessohn.

In der Sünde von Anbeginn, seit der Stunde unserer Empfängnis, stehen wir vor ihr, aufschauend in Hoffnung und Zuversicht zur unbefleckten Königin der Reinheit in allem, zur Königin der Reinheit der Liebe, der Milde, der Barmherzigkeit und des besten Mutterseins. Wie Gott nie "unrein" wird in Seiner Liebe zu uns, wie Er nie falsch ist, so ist auch Maria unbefleckt, unberührt von allem Schlechten in ihrer milden, helfenden Liebe zu uns Menschen, die ihres Sohnes Lieben bis zum Sterben am Kreuze sind. Sie, die Heilige von Anbeginn, weiß in klarer Einsicht, was wir so oft vergessen: Daß wir hier auf Erden nämlich nicht nur Sünder von Anbeginn, sondern auch Berufene seit unserer Empfängnis sind. Berufene zu den Gnaden des Kreuzes und zu den Herrlichkeiten der Auferstehung von Sünde und Tod ins Leben, das Gott ist.

Wir sind berufen, doch immer noch lebend im Tale der Tränen und der Sünden. Noch kann es an uns geschehen, daß wir unserer Berufung zum Heiligen unwürdig werden. Unwürdig durch unsere Verstockung im Bösen. In einer Verstokkung, die aller Liebe zu Gott, allem Verlangen nach Gott, Sterben und Tod bringt.

Es ist unmöglich, unbefleckt und unberührt von allem Falsch gottähnlich zu sein, wie Maria es ist, ohne zur gleichen Zeit sich als Mutter immer wieder dem irrenden Menschen zuzuwenden. Denn, so haben es schon die Väter des Christentums verkündigt: Das Größte, das Christus für uns getan, ist, daß Er uns den Vater geoffenbart hat. Daß Er uns wissen ließ: Ein Vater hat Mich gesandt. Gott ist Vater!

Ihm als Frau so ähnlich zu sein wie wir es von Maria wissen, heißt nun, daß es einfach nicht anders sein kann: Maria ist Mutter allen Menschen, wie Gott der Vater aller ist. Gott ist Vater, weil das sein Wesen ist, Maria ist Mutter der Menschen, weil Gott ihr die ganz besondere Gnade höchster Gottähnlichkeit gegeben hat. Wie Gott strahlend rein, ganz ohne Falsch, ewig unwandelbar liebender Vater aller sündigen Menschen ist, so ist auch Maria unbefleckt und von allem selbst kleinsten Schatten des Unwahren liebende Mutter der Kinder Evas.

"Eure Seele freue sich Seiner Güte, und schämt euch nicht, Ihn lobzupreisen" (Sir. 51:29) dafür, daß Er uns eine Unbefleckte gegeben hat. Maria ist das große Zeichen Gottes, daß Er uns Vater ist und Vergeber aller Sünden. Maria ist das große Zeichen des Weges, den Gott uns durch dieses Leben zeigt: Marias Tugend, ihrer Hingabe an Gott, eifert nach, und stellt euch unter ihren Schutz und Schirm. Laßt sie euch Licht sein, lichtvolles Lebensbeispiel, und laßt sie euch Führerin sein und mütterliche Fürbitterin bei Christus ihrem Sohne. Du aber, o Heilige, bitte ununterbrochen für uns, jetzt und in der Stunde unseres letzten Weges von der Erde zu Gott.

H. K.

Leben heißt, sich wandeln; und vollkommen sein heißt, sich oft gewandelt haben.

J. H. Newman

Das Menschliche in der Kirche

Von Hilde Hermann

Was verstehen wir eigentlich unter dem Menschlichen in der Kirche? Zumeist doch wohl Schwächen ihrer Glieder, der Priester wie der Laien, jenes "Allzumenschliche", das ein Merkmal jeder geschichtlichen Existenz ist und Einschränkung, Bedingtheit bedeutet, auch für die "pilgernde" Kirche. Aber in der Art, von diesem Menschlichen zu reden und dazu zu stehen, gibt es Nuancen, gröbere und feinere. Da gibt es eine verdächtige gleichsam augenzwinkernde Großzügigkeit, die geneigt ist, über allerhand "hinwegzusehen" — "Nun ja, man weiß schon, wir sind allzumal Sünder . . ." —, und es gibt auch gleich daneben eine wütende Empörtheit, die nur allzugern nach Vorwänden greift, um einer ernsten Auseinandersetzung mit den Forderungen der Kirche aus dem Wege zu gehen. Das Versagen der Mitchristen, eines Priesters, das sind solche Vorwände. Die feinere, weil nämlich frömmere Nuance, die besteht darin , vor solchen "Menschlichkeiten" die Augen zu verschließen uns sie wegdenken zu wollen und die Auffassung zu vertreten: Die von Christus gestiftete Kirche ist ganz und gar Heiligkeit, und die ist das Eigentliche, jenes "andere" hat daneben keine Existenz, das hat es einfach nicht zu geben.

In all diesen Verhaltensweisen steckt ein Sichverschließen gegenüber der Wirklichkeit der Kirche, und in der dritten Version kommt das am augenfälligsten zum Ausdruck: da geht es schon auf eine Verabsolutierung des göttlichen Charakters der Kirche zu. Mit solchen Versuchungen, ja Irrtümern und Häresien hatten es aber bereits die ersten christlichen Jahrhunderte zu tun, und die maßgeblichen, dogmatisch verpflichtenden Formulierungen sind damals schon als Antworten gefunden worden. Freilich nicht ausdrücklich über die Kirche als solche, sondern über die beiden Naturen in Christus, die Nestorius, Erzbischof von Konstantinopel, 428, dualistisch sah (Gottheit und Menschheit Christi haben eine je eigene Individualität), während andere, Apollinarius und Eutyches, sie in "eine einzige Natur" zusammenzogen: gegenüber der vollkommenen göttlichen Natur Christi stellten sie die Vollkommenheit seiner Menschheit in Frage. Diese Irrlehre wurde vereitelt durch das Konzil von Chalkedon (Oktober 451). Alles Denken über die Kirche aber — wie auch das über Maria — mündet ein in jene letzten christologischen Untersuchungen, oder ist, umgekehrt, von ihnen abhängig: Wie man über die Kirche denkt, das entscheidet sich am Denken über Christus, denn auch die Kirche ist aus Göttlichem und Menschlichem gemacht, und gerade ihre Menschlichkeit gehört mit zu ihrer Wahrheit.

Was veranlaßt uns zu diesen Betrachtungen? Eine soeben in deutscher Übersetzung erschienene Untersuchung von Yves Congar, "Christus, Maria, Kirche", bei der es dem französischen Dominikanertheologen im Hinblick auf das angestrebt ökumenische Konzil um eine christliche Begegnung mit den evangelischen Brüdern "im Geiste des Konzils von Chalkedon" geht. Denn jenes Konzil, das die Glaubensformel verkündigte: "Unser Herr Jesus Christus ist vollkommen der Gottheit und vollkommen der Menschheit nach wahrer Gott und wahrer Mensch", ist ebenso wie das von Ephesus (431): "Maria, Mutter Gottes", in seinem Symbolum noch heute die gemeinsame Basis für Katho-

---

Befreie mich

Liebfraue, bist du nicht schon müde unserer selbstsüchtigen Bitten: "Befreie mich von diesem Kopfweh — von jenem Kummer — von dieser Geldsorge . . ." Hast du dich mit derlei Bitten oft an Gott gewandt? Nein, du hast Gott ein für allemal dein Fiat gesagt, und du bist seinen Weg gegangen, ohne jemals irgend etwas zurückzunehmen, frei, wie niemals ein Geschöpf war, weil du dich ganz eingesetzt und geopfert hast.

Hilf mir heute um einige wirkliche Befreiungen zu bitten: Befreie meine Sinne von den groben oder feinen Fesseln, die sie übermäßig an die vergänglichen Dinge binden; säubere mein Herz von der Menge Götzen, die es hindern, sich ganz einzusetzen, befreie meinen Geist von Vorurteilen und Trugschlüssen. Die Kraft der Hingabe, die in der Tiefe meiner Seele schlummert: mach sie frei! Hilf mir, mehr an die Mitmenschen als an meine Interessen zu denken. Mache alle meine Energien frei, damit ihre Leistung so groß wie möglich sei. Befreie mich vom toten Gewicht meiner Sünden und meiner üblen Neigungen, von meiner Stumpfheit, von meiner Furchtsamkeit, von meinem Kleinmut, meiner Traurigkeit, meiner Angst vor dem Leben. Läutere, reinige, brenne alles aus, was mich auf meinem Wege zu Gott hemmt, und laß meine Seele, von allen Fesseln befreit, tapfer ihren gottgewollten Weg gehen und durch ihre Glut alle Geschöpfe hinführen zu Christus, der als dein Sohn in alle Ewigkeit herrscht!

Nach Foyer Notre-Dame

liken, Orthodoxe, Anglikaner und Protestanten, "es ist ein großes ökumenisches Datum".

Angesichts der teilweise unüberbrückbar tiefen Klüfte aber, die heute in der reformatorischen und der katholischen Lehre von Maria und der Kirche bestehen, muß man zu jenen christologischen Ur-Unterscheidungen zurücktauchen, muß die Rolle Mariens und auch das Wesen der Kirche von ihnen her beleuchten und prüfen. Das tut Congar, und das ist nun keineswegs nur für Protestanten, sondern auch für die gläubigen Katholiken selber interessant — mehr noch: es ist für eine erleuchtete Verlebendigung unserer Glaubensinhalte notwendig. Was insbesonders das Kirchenverständnis anbelangt, so werden wir darauf hingewiesen, wie sehr wir ständig — oder wieder — der Versuchung ausgesetzt sind, im Gegensatz zu Liturgie und Überlieferung, die Kirche nicht genügend "als konkretes Ganzes" anzusehen, "welches die vollkommen reinen und heiligen, von Gott empfangenen Grundlagen umfaßt und zugleich auch die Anwendung dieser Gaben durch die Menschen." Hier geht es nun nicht um jenes verharmloste "Allzumenschliche", sondern nicht zuletzt um Ort und Berufung eines jeden: ". . . Nur allzuleicht vergißt man zugunsten der unfehlbaren Gaben von oben den Beitrag von seiten des Gläubigen zu dem die himmlische Gabe hinzutritt. Im Grunde läuft diese Tendenz immer darauf hinaus, daß man der menschlichen Person des Gläubigen und ihrem Beitrag nicht den gebührenden Platz einräumt." Und weiter: "Wenn es sich darum handelt, wie man die Kirche, ihr Leben, ihre Heiligkeit, den sakramentalen Kult auffaßt, immer muß man der Wirklichkeit des menschlichen Elements, der Aktivität der Gläubigen ihren Platz einräumen. Deshalb ist auch der Bereich der bildhaften Darstellungen von großer Wichtigkeit. Er hängt nämlich mit der nachzusinnen beginnen, so sind Sichtbarkeit der Kirche, d. h. mit der Wahrheit des Menschlichen in ihr zusammen." Die "tiefe Logik, die Maria an die Kirche und beide zusammen an das große Gesetz der Mitwirkung mit Gott knüpfen" (und die Luther in seiner Ablehnung begriffen hat!), sie tritt hier vielfältig zutage, und wenn wir auch nur an irgendeinem Zipfel darüber die Folgerungen, die sich daraus ergeben, für jeden von uns greifbar. Denn an dem, was Jesus für uns im Fleisch gewirkt hat, an der Verherrlichung des Menschen, sind wir alle mit unserem ewigen Schicksal beteiligt. Die unzerteilte, die auch menschliche Kirche gehört zu dem, was wir selber sind und was wir glauben. –

Ein Trappist kehrt heim

Von Uli Bittmann

In großen Schlagzeilen riefen es damals die Zeitungen bis in das kleinste Dorf Deutschlands: "Trappistenmönch deckt die Machenschaften der katholischen Kirche auf — Sensationelle Enthüllungen eines ehemaligen Novizenmeisters!" Und bald leuchtete das Titelbild eines Buches aus den Schaufenstern zahlloser Buchhandlungen: "Ein Trappist bricht das Schweigen." Dem rührigem Reklamechef von Hitlers Gnaden, Dr. Josef Goebbels, kam der Ordensaustritt des Trappistenpaters Dr. Rugel sehr gelegen. Das Buch wurde mit einem riesigen Propagandaaufwand verbreitet, die öffentlichen Büchereien und die Schülerbibliotheken mußten es zwangsweise einstellen. Neben dem obskuren "Pfaffenspiegel" gehörte es fortan zu den weitestverbreiteten Hetzwerken gegen Kirche und Priestertum. Eine Weile ließ sein Verfasser auf Vortragsreisen quer durch Deutschland seinen Ressentiments gegen Papst und Kloster freien Lauf, dann wurde es still um ihn. Seine nach dem Klosteraustritt vollzogene Ehe wurde geschieden, eine zweite endete nach wenigen Monaten nicht weniger unglücklich. Und dann vernahm man jahrelang nichts mehr von ihm.

Dieser Tage geht sein Name wieder durch die Zeitungen. Von der Titelseite ist er inzwischen unter die Kurzmeldungen auf der letzten Seite gerückt, Im Alter von 83 Jahren, so wird berichtet, ist Dr. Rugel in aller Stille in seinen ehemaligen Orden zurückgekehrt, nachdem er sich bereits vor einem halben Jahr mit der Kirche ausgesöhnt hatte; zurück in seine einstige Klostergemeinschaft, in der er vor 20 Jahren als Novizenmeister wirkte.

In der Geschichte der Kirche fehlt es nicht an ähnlichen Beispielen, daß ein Abtrünniger sich voll Haß (der ja eine verzerrte Form der Liebe ist) gegen seine frühere Mutter gewandt hat, bis er eines Tages seinen Weg als Irrweg erkannte. Insofern ist der "Fall Rugel" nichts Außergewöhnliches.Seine persönliche Tragik bleibt es, daß durch seine tendenziösen Haßliggesänge in vielen Menschen ein völlig enstelltes Bild von der Kirche entstanden ist, das für manchen vielleicht bestimmend für ein ganzes Leben wurde. Der alte Mann in der Zelle des Trappistenklosters von Ölenberg im Oberelsaß wird das selbst am schmerzlichsten empfinden. Er kann nur hoffen, daß dieses Zerrbild durch seine Heimkehr in die Kirche eine lebendige Korrektur erfährt. –

Das Gotteslicht

Graue, trübe Wintertage
nach dem Sterben der Natur.
Was ich tief im Herzen trage,
gleichet oft der toten Flur.

Graue, trübe Wintertage
hellen auf im Gotteslicht.
Wenn ich dies im Herzen trage,
öffnet sich mir neue Sicht.

Auf Advent wird Weihnacht folgen,
denn das Gotteslicht der Liebe
muß verdrängen dunkle Wolken
und auch lautes Weltgetriebe.

P. R. in R.

Die schwarze Freiheit

Wer Europa beherrschen will, muß sich zuvor Afrika bemächtigen!" An diesen Satz Lenins werden die Staatsmänner und Politiker in aller Welt um so eindringlicher erinnert, je weiter das Ringen der farbigen Menschen Afrikas um ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit voranschreitet. Sowohl die "Kolonialmächte" Großbritannien, Frankreich, Belgien und Portugal als auch die echten und die scheinbaren "Antikolonialmächte" verzeichnen mit äußerster Aufmerksamkeit jede Regung des Freiheitswillens in dem reichen, Europa so nahen Erdteil, den man einstmals den "Schwarzen" nannte.

Wie gründlich sich die Situation dieses Kontinents in den letzten Jahrzehnten verändert hat, beweist nichts deutlicher als die Bezeichnung "Schwarzer Erdteil" offiziell von keinem in die Entwicklung eingeweihten Weißen mehr gebraucht wird und daß die während so langer Zeit unbeanstandeten Worte "Neger" und "Eingeborener" heutzutage von keinem Minister, Diplomaten oder Wirtschaftsexperten mehr in den Mund genommen werden, weil diejenigen, denen sie galten, sie jetzt als Beleidigung empfinden.

Die Menschen Afrikas wollen "Afrikaner" genannt werden, so wie die Menschen Europas sich Europäer nennen. Daß sich die schwarzhäutigen, der negerischen Rasse zugehörenden Menschen der Wälder und Steppen südlich der Sahara in diesem Anspruch mit den braunhäutigen, meist semitischen Menschen der nordafrikanischen Wüsten einig sind, besagt jedoch keineswegs, daß es nun auch in anderen Bereichen zu einer einheitlichen Denkweise oder gar zu einer übereinstimmenden Willensbildung gekommen wäre. Noch immer zieht sich die Wüste von Mauretanien bis Somaliland wie ein trennender Riegel durch den ganzen Erdteil, und noch immer blicken die braunhäutigen, dem Islam verpflichteten Afrikaner voll Hochmut auf die schwarzhäutigen Afrikaner des Südens, denen sie sich im Glauben und in der Kultur von jeher überlegen fühlen.

Mit der Dritten Kraft im Süden des Kontinents, der Südafrikanischen Union, verbindet diese beiden großen Gruppen afrikanischer Menschen allenfalls eine psychologische, wenn nicht gar nur eine rein propagandistische Gemeinsamkeit. Der demonstrative Beifall selbständig gewordener afrikanischer Gebiete für die algerische "Befreiungsarmee FLN" besitzt ebenso wenig praktisch- politischen Wert wie etwa Nassers Freundschaftsbekundungen an die Adresse einer ehemaligen Kolonie, die sich anschickt, auf eigenen Füßen zu stehen. In beiden Fällen übernimmt das Wort "Unabhängigkeit" die Aufgabe einer klangvollen, mitreißenden Fanfare; aber bereits bei der Auslegung dieses Begriffes und erst recht bei der Wahl der Wege zu ihrer Verwirklichung ergeben sich höchst spannungsträchtige Unterschiede und Widersprüche.

Während die Verhältnisse in den nördlichen Gebieten des afrikanischen Kontinents dem unterrichteten und interessierten Europäer im allgemeinen geläufig sind, besteht hinsichtlich der Gebiete südlich der Sahara außerhalb der Außenministerien und einiger auf weitverbreitete Unkenntnis. Um beurteilen oder auch nur ermessen zu können, welche Bedeutung die geplante Reise Chruschtschows nach Westafrika gewinnen könnte, welchen Strömungen die zahlreichen Beobachter der USA in Afrika ihr Augenmerk widmen, welche Ziele die starke Aktivität Nehrus in vielen Teilen Afrikas verfolgt und welche Rolle die geschäftigen Handelsmissionen der deutschen Sowjetzone dort spielen, ist es aber notwendig, eine ausreichende Übersicht über die verschiedenen Stufen und Stadien der afrikanischen Unabhängigkeitsbewegung zu haben.

In äußerlich formal übereinstimmender, innerlich jedoch höchst unterschiedlich konstruierter Unabhängigkeit bestehen gegenwärtig elf afrikanische Länder: Äthiopien, Liberia, Ägypten, Tunesien, Libyen, Marokko, Ghana, Sudan, Guinea, Kamerun und die Südafrikanische Union. Ihre Zahl wird sich bereits in nächster Zeit auf vierzehn erhöhen wenn nämlich Togo, Nigeria und Italienisch-Somali in den Besitz der Eigenstaatlichkeit gelangen. Zwölf dieser Gebiete bilden zur Zeit, ungeachtet ihres verschiedenartigen staatlichen Status, die französische Gemeinschaft — jenes politische Gebilde, das die Franzosen in Anlehnung an das British Commonwealth of Nations geschaffen haben und das ihnen helfen soll, die kolonialen Sünden der Vergangenheit vergessen zu machen so gut das eben möglich ist. Am vollständigsten hat von allen diesen selbständigen Staaten das Kaiserreich Äthiopien seine Unabhängigkeit zu wahren gewußt: Von der Eroberung durch das faschistische Italien abgesehen, mußte es sich

---

Von allen Uebeln der Welt
ist die Gleichgültigkeit das Furchtbarste.
Der Himmel kann nichts gegen sie.
Sie vereitelt die machtvollsten Listen der Liebe;
sie will sich verdammen und wird sich verdammen.
Sie ist die einzige Häresie, die zählt.

Ulien Green

niemals einer fremden Herrschaft unterwerfen.

Drei afrikanische Länder stehen bereits seit dem Ende des ersten Weltkrieges unter der Oberhoheit einer internationalen Behörde: Ruanda Urundi, Tanganjika und Südwestafrika. Elf Territorien sind noch heute Kolonien oder Protektorate: Sierra Leone, Gambia, Französisch- Somaliküste, Britisch-Somali, Belgisch-Kongo, Uganda, Kenia, die Zentralafrikanische Föderation, Swaziland Basutoland und Betschuanaland. Fünf Gebiete gelten als Provinzen europäischer Länder, die diesen afrikanischen Besitz praktisch ihrem Mutterland einverleibt haben und dort auch die Souveranität ausüben: Algerien, Spanisch-Sahara, Portugiesisch- Guinea, Angola und Mozambique.

Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Vielfalt und Abstufung der Befreiungsprozesse eine echte politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit der bereits selbständigen und nach Selbständigkeit drängenden Gebiete nur schwer zustande kommen kann. Aber selbst dort, wo diese Zusammenarbeit theoretisch möglich wäre, scheitert sie an den entgegengesetzten Absichten der politischen Führer, an den grundverschiedenen Beziehungen zu den ehemaligen Kolonialmächten und nicht zuletzt daran, daß die "Truppen schneller maschieren als die Generale" — mit anderen Worten, daß jede vernünftige und maßvolle Planung durch die allzu dynamischen und verführten Menschen über den Haufen geworfen wird.

Daher kann es nicht verwundern, daß die Einmütigkeit, die von den "Großen Drei Afrikas südlich der Sahara" — Sekou Touré, Dr. Nkrumah und Dr. Tubman — der Welt gegenüber zur Schau getragen wird, einer tieferen Durchleuchtung nicht standhält. Der Staat Ghana des Dr. Nkrumah, die ehemalige Goldküste, fühlt sich noch immer dem britischen Commonwealth verbunden nennt die Queen Elizabeth "Unsere Königin" und hat das Pfund Sterling als Zahlungsmittel behalten. Das freie, ehemals französische Gui-

Der rote Strich

Von Friedrich Apel

Kein gewissenhafter Maschinist wird seine Dampfmaschine überheizen, sondern ängstlich darüber wachen, daß der Zeiger des Manometers den roten Strich nicht überschreitet, auf den die Leistung der Maschine eingestellt ist, weil er genau weiß, daß sie andernfalls geschädigt, vor allem zu schnell verbraucht ist.

Kümmern wir Menschen uns auch so gewissenhaft um den roten Strich unserer Lebensführung? Oder überheizen nicht viele dauernd ihre Körpermaschine durch falsche, oft übermäßige Ernährung und pausenlose Nervenreizung, die zur "Über"spannung führt, eine frühzeitige Abnützung herbeiführt, also willkürlich das Dasein verkürzt? Obgleich in uns allen unbewußt der Wille zu einem langen und soliden Leben steckt, zieht mancher einen abgekürzten Lebensweg vor, weil ihm dieser reicher an sogenannten Genüssen erscheint.

Bestimmt denn nicht persönliches Wohlbefinden über diesen strittigen Punkt? Nein, nicht das Nachgeben gegenüber jenem Wohlgefühl entscheidet, das z. B. der Eßlustige empfindet, wenn er, obgleich satt, immer neue Geschmacksreize als Nervenkitzel hinzufügt, denen eine Erschlaffung folgt; vernünftiger ist vielmehr ein Lebensgenuß, den man durch mäßige, hygenisch-gymnastische Lebensführung erreicht, jenes ursprüngliche Wohlgefühl, das den Menschen durchströmt, wenn Geist und Körper zwischen den Mahlzeiten wach und frisch bleiben.

Wer von uns folgt wohl der Weisung Gandhis, die Speisen immer mehr zu vereinfachen, statt sie zu komplizieren und raffinierter zuzubereiten? Wer trinkt, wie kluge Japaner, bei Durst warmes Wasser? Welche Lebensweisheit steckt in solcher Mäßigkeit! Niemals wird man einfache Speisen über den Hunger hinaus verzehren, niemals wird angewärtes Wasser jemand verlocken können, über das natürliche Bedürfnis hinaus zu trinken, wie man es zum Beispiel bei heißem Kaffee oder kaltem Bier tun würde.

Wer seinen Körper jugendlich erhalten will, vermeidet jede Überlastung durch absolute Regelmäßigkeit, nicht nur in der Menge der Nahrung, sondern auch in der Arbeit, im Schlaf, in der Erholung. Das Wort eines Weisen vergangener Zeit "Sechs Stunden schlafe ich und sechs studiere ich Jus, vier widm' ich dem Gebet, acht dem Naturgenuß", hat noch heute volle Gültigkeit. Es ist gut, wenn alles wie ein Uhrwerk abläuft. Der Philosoph Kant kann uns in dieser fast pedantisch anmutenden Pünktlichkeit Vorbild sein. Die Gefahr, daß solch ein Leben langweilig und öde sein könnte, wird ausgeglichen durch die Tatsache, daß schon in der Regelmäßigkeit eine Art Abwechslung liegt und in dem nimmer ruhenden Auf und Ab in jedem Lebensplan, im Ablauf jedes einzelnen Tages. Schlimmer ist es jedenfalls, wenn wir willkürlich oder absichtlich Zustände hervorrufen, die eine Erhöhung der nervösen Gleichgewichtslage bewirken, die der Volksmund treffend mit "überspannt" kennzeichnet, die der Umgebung des Befallenen meist mehr Kummer bereitet als ihm selbst.

Wer die kleinen arteriellen Blutgefäße dauernd spannt, erhält folgerichtig Blutdruckerhöhung. Wer sich trotz natürlicher Müdigkeit zu einer ständigen Arbeitsbereitschaft zwingt, wer sich mit dem Schlafe überwirft, zieht immer den kürzeren. Man kennt diese Typen mit harten, eckigen Bewegungen, hochgezogenen Schultern, steif gehaltenem Nacken, hartem Auftreten und anderen gehemmten Bewegungen. Sie verwenden ihre Kraft nicht, sondern vergeuden sie vierfach bis acht-

nea besitzt in Sekou Touré einen Lenker, dessen bildungsmäßige Frankreich-Orientierung eine unverhohlene Sympathie für die Sowjetunion nicht ausschließt. Und das bereits im Jahre 1847 von Amerikanegern gegründete Liberia, in dem zur Zeit Dr. Tubman regiert, ist bei aller Selbständigkeit die Kautschukbasis der Firma Firestone geblieben, in der man mit amerikanischen Dollars zahlt.

Die ständig wiederholten Beteurungen der "Großen Drei südlich der Sahara" haben denn auch, abseits aller propagandistischen Zwecke, einen ganz anderen und weitaus realeren Hintergrund: Zwei der voraussichtlich bald unabhängig werdenden Gebiete, Nigeria and Belgisch-Kongo, besitzen eine so ungleich größere Wirtschaftskraft als Ghana, Guinea und Liberia, daß Nkrumah, Sekou Touré und Tubman mit gutem Grund für ihre zur Zeit noch unbestrittene Führungsposition in der Politik des erwachenden Afrika fürchten. Nur wenn es ihnen gelingt, neue und verläßliche Fäden zwischen ihren Staaten und der weißen Welt zu knüpfen, werden ihnen auch die wirtschaftlich stärkeren Gebiete in der Zukunft die Gefolgschaft nicht versagen. Deshalb unternehmen sie ihre ausgedehnten Weltreisen, und deshalb betreiben sie auch mit so viel Eifer die Gründung der "Union unabhängiger Staaten", die dazu bestimmt ist, jedes später zur Selbständigkeit gelangende Gebiet aufzufangen und einzugliedern.

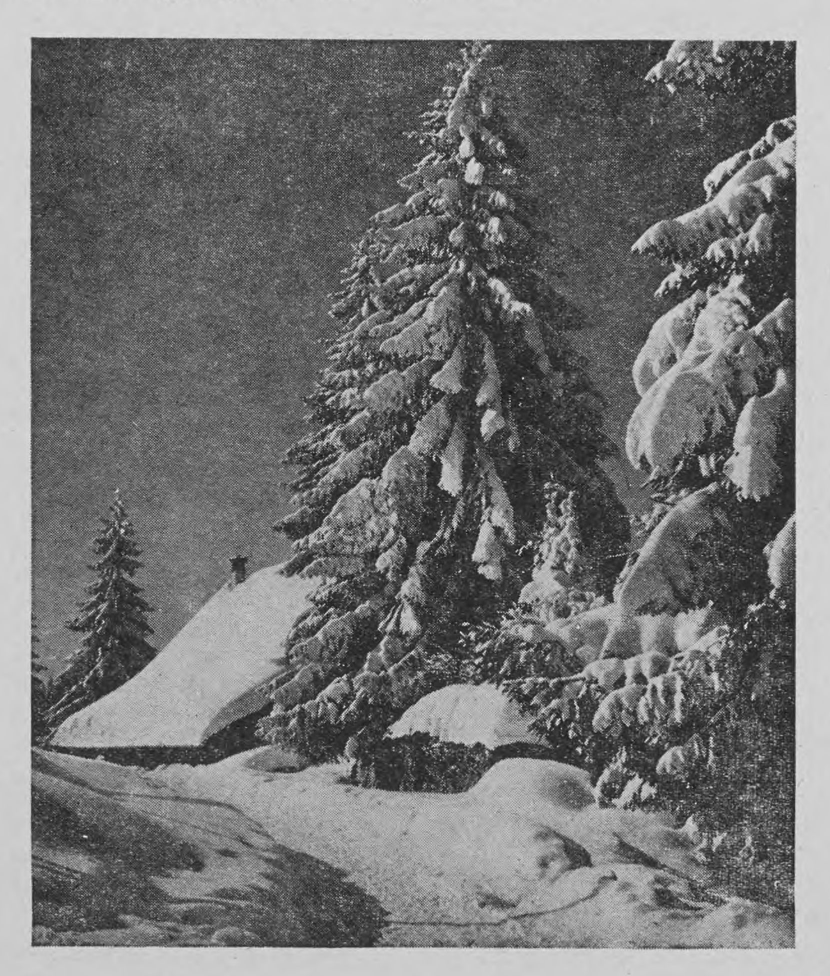
Während auf diese Weise die ersten Schritte einer unabhängigen Afrikanerpolitik nur allzuoft zur Unsicherheit verurteilt sind, geht in den Gebieten mit Kolonial- oder Protektoratsstatus die Agitation für die Selbständigkeit mit blutigen Ausschreitungen weiter. Dabei sind die Kämpfe der Farbigen gegen die Weißen nicht weniger heftig als die Kämpfe der Farbigen untereinander, und manches auf Freiheit gerichtete Unternehmen verliert seine Stoßkraft, weil es den Kämpfenden nicht gelingt, sich über die Führung zu einigen. Das schwerste Hemmnis aber findet jede selbständige afrikanische Politik in der Feindschaft und dem Mißtrauen, mit denen sich auch im 20. Jahrhundert noch die Stämme und Sippen des Erdteils gegenüberstehen. Erst wenn es den farbigen Politikern gelingt, das Stammesbewußtsein durch ein Volksbewußtsein zu ersetzen, wird die Stunde Afrikas nicht nur zur propagandistischen Forderung, sondern auch zum praktischen Nutzen der Afrikaner geschlagen haben. –

fach und nützen als verkrampfte, unruhige, ungeschickte Menschen ihr Dasein vorzeitig ab.

Wie in der Natur Ebbe und Flut Licht und Dunkel wechseln, wie auf den Winter Sommerzeit folgt, muß im Ablauf unseres Tagewerkes wie im Jahreslauf jeder Spannung eine Entspannung folgen. Auf Aktives folge Ruhe, Muße, Lockerung, vor allem langer, tiefer Schlaf. Das gilt für den Einzelnen ebenso wie für die Menschheit.

Ein moderner Philosoph sah in dem Mangel an Ruhe den Anfang neuer Barbarei und empfahl als Heilmittel am Charakter der Menschheit, das beschauliche Element in großem Maße zu verstärken; unser Umgang mit edlen Menschen, ein echter Beruf, Eheliebe, frohes Familienleben: alles muß mit uns harmonieren.

Suggestion, Psychoanalyse, überhaupt alle Psychotherapien mögen vorübergehend helfen bei labilen Menschen; aber stete Wachsamkeit am roten Strich kann uns eine ständige innere Sicherheit und Harmonie geben, die man aber nicht als Himmelsgeschenk erwarten darf, sondern die täglich neu wie "Freiheit und das Leben" erobert werden muß.



Wohin Fraeulein Sophie?

Von Günther Blau



"Es ist doch merkwürdig", sagte Herr Lehmann und legte sein Eßbesteck beiseite, "jedesmal wenn ich zum Fenster hinausschaue in die Nacht hinein, dann muß ich an dieses Fräulein Paluschke denken und . . ."

"Aber", unterbrach ihn seine Frau, "deswegen machst du also solche Falten auf der Stirn. Ich bitte dich: jetzt, am Heiligen Abend!"

"Das ist es ja, gerade jetzt am Heiligen Abend muß ich an sie denken. Die sitzt doch sicher da oben in ihrem Stübchen und ist ganz allein. Wie alt ist sie eigentlich?"

"Och, wie alt wird die sein, in den Fünfzigern, denke ich. Aber warum willst du denn das bloß wissen, was hast du denn mit dieser komischen Alten, du hast wohl ganz vergessen, daß sie uns damals nicht gegrüßt hat, und alles wegen diesem bißchen Teppichklopfen, das doch sonst niemand gestört hat!?"

"Das Fräulein Paluschke hat eben feinere Ohren, sie soll ja . . ."

"Ach, Herbert, wer weiß denn, ob das stimmt! Und wenn sie auch mal an der Oper gewesen ist, deshalb kann sie uns doch grüßen!"

"Na, Elfriede, laß man die alten Geschichten ruhen! Heute ist Heiligabend, und heute morgen ist mir Fräulein Paluschke and der Haustür begegnet . . ."

"Ja und . . .?" fragte Frau Lehmann argwöhnisch, "ich merke schon die ganze Zeit, daß du irgendwas —, du hast sie doch nicht etwa eingeladen, dieses Fräulein Paluschke?"

"Allerdings!" sagte Herr Lehmann und senkt seinen Kopf, "ich habe sie eingeladen, ich konnte gar nicht anders, sie hatte so traurige Augen . . ."

"Papperlapp, traurige Augen, wenn ich das schon höre, die hat doch immer traurige Augen, die hab ich noch nie lachen sehen!"

"Ja eben, Elfriede, und deshalb dachte ich mir, so auf ein halbes Stündchen könnte sie doch ruhig zu uns runterkommen heute abend."

"Aber Herbert!" sagte Frau Lehmann und bekam einen roten Kopf, das ist gerade so, als ob du dir das ausgedacht hättest, um mich zu ärgern! Und gerade heute, wo wir endlich mal Heiligabend für uns alleine haben! Deine Mutter war ja auch gerade lange genug hier, und jetzt sitze ich hier wie auf brennenden Kohlen, und jeden Augenblick kann es klingeln, warum hast du mich denn nicht vorher gefragt, ich weiß, warum du mich nicht vorher gefragt hast, du hast mich nicht vorher gefragt, weil —"

"Hör doch bloß auf,' Elfriede! Das ist ja nicht zum aushalten, ich hab sie ja gar nicht direckt eingeladen, ich hab ja nur so eine Andeutung gemacht, vielleicht kommt sie ja auch gar nicht."

Fräulein Sophie Paluschke betrachtet noch einmal prüfend ihr feierliches, schwarzes Kleid. Auf dem Tisch hat sie ein paar Noten bereitgelegt, leichtere Musik. Sie wird diese Noten runterholen, falls Lehmanns Wert darauf legen sollten, ihre Stimme zu hören. Fräulein Paluschke nimmt ein kleines Paket in die Hand, öffnet ihre Mansardentür und steigt die Treppe hinab. Vor Lehmanns Tür bleibt sie stehen. Aber ihre Hand, die fast schon den Klingelkopf berührt, zuckt plötzlich zurück. Aus Lehmanns Wohnung kommen erregte Worte.

"Also Herbert! Das ist doch die Höhe! Ich hätte kein Herz im Leib, sagst du? Wo ich dir alles von den Augen ablese, und den ganzen Tag hab ich geschuftet und geputzt und gekocht, damit wir es Heiligabend schön haben, und jetzt kommst du mit diesem Fräulein Paluschke daher, diese vornehme Pute, die kaum jemals ein Wort mit mir spricht und uns damals nicht gegrüßt hat."

Die Hand vor dem Klingelknopf zittert und sinkt dann langsam herab. Fräulein Paluschke dreht sich herum und steigt ihre Treppe wieder hinauf. Oben in ihrer Mansarde setzt sie sich, ohne das Licht anzuknipsen, steif auf einen Stuhl.

*

Zwei junge Menschen saßen unter dem Tannenbäumchen, hielten sich bei der Hand und schauten in den Schein der herabgebrannten Kerzen, von denen ein herber Honiggeruch ausströmte.

"Wenn alles gut geht," sagte der junge Mann und blickte seiner Frau in die Augen, "dann sind wir im nächsten Jahr nicht mehr allein."

"Verzeih Hans", sagte Gisela und löste ihren Blick nicht von den Kerzen, die schon zu flakkern begannen, "ich dachte gerade an etwas anderes. Als du sagtest, daß wir nicht mehr allein seien, da fiel mir jemand ein, der jetzt wohl ganz allein ist, wirklich allein."

"Aber wer ist denn das, Gisela? Kenn ich ihn —?

"Ja Hans! Oben: das Fräulein Paluschke —. Seit einigen Tagen will sie mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich habe so einiges

von ihr erfahren, weißt du, damals, als sie beinah unter die Straßenbahn gekommen wäre und lange zu Bett liegen mußte. Eigentlich wollte ich sie für heute abend einladen, aber ich traute mich nicht recht, weil es doch unser erster Heiliger Abend ist. Hans, ich sehe es dir ja an, daß es dir nicht recht gewesen wäre, ich verstehe es ja auch, aber, weißt du, ich glaube, das Fräulein Paluschke ist lebensmüde."

"Wieso glaubst du das, Gisela? Nimmst du das nur an, oder . . ."

"Ja", sagte die junge Frau, "ich weiß es. Wir haben miteinander gesprochen. Und das mit der Straßenbahn, das war auch kein Zufall, sie wollte — ich meine . . ."

"So ist das", sagte der junge Mann langsam, "das hättest du mir früher sagen sollen, dann hätte ich bestimmt nichts dagegen gehabt, wenn du sie für heute abend . . ."

"Aber Hans, wir können sie ja noch runterholen!"

Hans schaute erstaunt auf die Armbanduhr. "Jetzt noch, um diese Zeit? Da liegt sie doch sicher schon im Bett!"

"Ach Hans, ich weiß nicht, ich bin so unruhig immerzu! Gestern mittag traf ich sie auf der Treppe, es war, als ob sie durch mich hindurchschaute, so abwesend war sie. Und als ich schließlich fragte, wie es ihr denn ginge und was ihr Fuß mache, sie hatte ihn doch damals bei der Straßenbahn verstaucht, da antwortete sie, mir geht es wie dem Vogel auf der Leimrute, nur daß mir das Quinquilieren und Trillieren nicht mehr gelingen will. Und du hättest einmal ihre Stimme hören sollen, das klang wie eine zersprungene . . ."

"Ist sie eigentlich katholisch, Gisela? Ich habe sie nie in der Kirche gesehen."

"Sie geht auch nicht in die Kirche, seit ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahr geht sie nicht mehr in die Kirche. Und sie hat mir auch den Grund dafür erzählt, eine schlimme Sache; seitdem ich das weiß, bitte ich täglich um Kraft für sie — und auch für mich, falls mir einmal so etwas zustoßen sollte. Aber diese Sache erzähle ich dir ein andermal, Hans. Darf ich sie jetzt runter holen?"



"Ich weiß nicht, Gisela, trotz allem! Du kannst sie um diese Zeit doch nicht mehr stören, und außerdem wollen wir in die Christmette, unsere erste Christmette! Oder glaubst du, daß Fräulein Paluschke mitkäme? Ich fürchte, du stellst dir das etwas zu einfach vor. So ein älteres Fräulein . . ."

"Wir wollen es einmal versuchen! sagte Gisela, gab Hans einen Kuß und stieg die Treppe zur Mansarde hinauf.

Aber im Höhersteigen fielen ihr die Worte ihres Mannes ein, sie begann zu zögern, und als sie dann doch vor der Tür von Fräulein Paluschke stand, da war sie fast erleichtert, daß kein Licht mehr brannte, und sie also nicht anzuklopfen brauchte.

"Siehst du", sagte Hans, "wie ich es mir gedacht habe: sie liegt längst im Bett und . . ."

"Ich weiß nicht Hans, am liebsten möchte ich noch einmal hoch."

"Aber Gisela, willst du sie denn aus dem Bett zerren und in die Kirche schleppen? Na, komm, mach dich fertig, es wird Zeit, sonst bekommen wir keinen Sitzplatz mehr, und ich muß ja den ganzen Tag stehen, das weißt du!"

Als Hans und Gisela eine halbe Stunde später die Treppe hinabstiegen, begegnet ihnen Herr Gerlich mit seinem Sohn.

"Gesegnetes Fest!" sagt der

kleine Andre und Gisela fährt ihm mit der Hand über den blonden Schopf: "Gesegnetes Fest!"

"Na, von Ihnen bekommt man wenigstens eine Antwort!" sagt Herr Gerlich. Man sieht ihm an, daß er Verdruß gehabt hat.

"Ja", sagt Andreas, unten auf der Straße, "Vater hat nämlich den Wagen schon angelassen, damit nachher die Heizung besser funktioniert, Mutter friert doch so leicht, auf der Straße, da ist uns Fräulein Sophie begegnet, und ich habe ihr ein Gesegnetes Fest gewünscht, aber sie hat mir gar keine Antwort gegeben, nicht mal angeguckt hat sie mich, wo ich sie doch noch gefragt hab, wohin, Fräulein Sophie?"

Übrigens, wenn Sie wollen," sagt Herr Gerlich, "können Sie beide mitfahren, Platz haben wir genug in dem neuen Wagen!"

"Vielen Dank, Her Gerlich!" sagt Hans, "aber es ist ja nicht weit." Gisela beugt sich plötzlich zu Andreas hinab: "Wohin, Fräulein Sophie, hast du gefragt? Ja ist sie denn nicht ins Haus hinein?" "Nö!" sagt Andreas, sie ist die Straße rauf. Sie ist in die Kirche gegangen. Ein blindes Huhn findet auch mal ein Korn, sagt Vater."

Herr Gerlich sieht seinen Sohn streng an, aber Gisela eilt schon die Treppe hinab und Hans hinterdrein.

Doch wo soll man einen Menschen suchen in einer großen Stadt, wo diese Straße von soviel anderen durchschnitten wird. Es ist Schnee gefallen; er knackt unter den Fußtritten und unter dem Rollen der Räder. Viele Spuren führen durch den Schnee, es sind doch Menschen unterwegs. Sie wollen in die Mette. Durch die kalte und dunkle Nacht wollen sie an das Licht. Aber vielleicht ist auch ein einsamer Mensch unter ihnen, der jetzt durch das Dunkel irrt ohne ein Ziel, ein Mensch, der sich dem Abgrund nähert?

Einmal führt eine Spur abseits, als Gisela atemlos hinterherläuft, da trifft sie nur eine alte Frau, die nach Hause will.

Hans schüttelt den Kopf und bleibt stehen: "Also Gisela, so geht es wirklich nicht! Es spricht doch alles dafür, daß Fräulein Sophie in die Kirche gegangen ist! Wenn sie — wenn sie etwas anderes vorgehabt hätte, dann wäre sie bestimmt nicht um diese Zeit fortgegangen. Komm, vielleicht bekommen wir doch noch einen Sitzplatz!"

*

"Hör mal, Josef!" sagt Frau Gerlich und beugt sich ein wenig vor zu ihrem Mann, der den Wagen steuert, "was war denn das eben für ein Disput mit den jungen Leuten?"

"Ach, Kinkerlitzchen!" sagt Herr Gerlich, "es war wegen diesem Fräulein Paluschke. Sie hatte uns nicht wiedergegrüßt, obwohl wir beide ihr ein Gesegnetes Fest gewünscht hatten und das mußte Andreas, unsere kleine Schwätzbase, den beiden ntürlich gleich erzählen. Seltsam übrigens: Die junge Frau rannte gleich die Treppe runter, obwohl ich sie doch eingeladen hatte, mitzufahren. Nicht gerade sehr höflich!"

"Ja", sagte Andreas, "sie hatte mich gefragt, ob das Fräulein Sophie nicht ins Haus hineingegangen ist, und ich hatte gesagt, nein, sie ist die Straße rauf in die Kirche, ein blindes Huhn . . ." "Rede nicht soviel, mein Kleiner!" sagte Herr Gerlich, "und außerdem heißt es nicht Fräulein Sophie, sondern Fräulein Paluschke, merk dir das!"

"Ich glaube, Josef, es wäre jetzt wichtiger, wenn wir uns einmal Gedanken machten über Fräulein Paluschke! Ich kann mir nicht recht denken, daß sie in die Kirche gegangen ist, sie geht doch nie. Und Bekannte hat sie doch hier keine, wo sollte sie denn da sonst hingehen?"

"Na also. Wo sollte sie sonst hingehen! Sie geht eben in die Kirche! Ich kenne genug Leute, denen am Heiligen Abend einfällt, daß sie eigentlich katholisch sind und eine gewisse Stimmung kommt hinzu, ein bißchen Rührung —"

"Fräulein Sophie, ich meine: Fräulein Paluschke hatte ganz verweinte Augen, hast du das gesehen, Vater?"

Heilige uns in deinem Feuer

O Gott und Herr, wir knien vor dir in unserer Verlassenheit, in unserer Verlorenheit, wir knien vor dir wie in einer einzigen Wüste von Einsamkeit!

O Herr und Gott, du scheinst uns ein Babylon zu bereiten zusammengestürzter Türme unserer Hoffnungen, zusammengestürzter Türme unserer Arbeit, zusammengestürzter Türme unseres Besitzes! Aber, o Gott und Herr, gegen allen Glauben, gegen alle Hoffnung, gegen alle unsere Wünsche glauben wir daß du mitten unter uns bist.

Du hast aus deinem heiligsten Himmel herabkommen wollen nicht in eine heilige Welt, sondern in eine unheilige Welt; nicht in eine Welt, die deiner Gottheit voll war, sondern in eine gottlose Welt. O Herr und Gott, nimm an unsere Verlassenheit, nimm an unsere Verlorenheit, nimm an das Babylon, zu dem wir selber werden.

O Herr und Gott, komm über uns in deiner Kraft, der du der Stein vom Berge bist, der alles Fleisch zerbricht! Komm über uns in deiner Glut, der du das Feuer bist, das alles läutert! Komm über uns im Strahlenglanz deines Lichtes, das alle Finsternis verschlingt! O Herr und Gott, verschlinge du das Babylon, das wir sind, in dein heiliges Jerusalem, das du bist!

O Herr und Gott, heilige uns in deinem Feuer, heilige uns in deinem Sturm, heilige uns in deiner Wüste! O Herr und Gott, geh auf über unserem Nichts, geh auf über unserer Wüste, geh auf als die Glorie deiner Majestät, als die Glorie deines Reichs! Amen.

Erich Przywara

"Wie ich sagte: ein bißchen Rührung."

"Hör einmal Andreas, was hatte Fräulein Paluschke denn an, hatte sie einen Mantel an, oder?"

"Einen Mantel? Das weiß ich nicht mehr! Ich glaube, sie hatte nur ein langes schwarzes Kleid an."

"Also liebe Frau, wenn du es ganz genau wissen willst: sie hatte einen Mantel an, einen langen, schwarzen Mantel! Was sind denn das für kriminalistische Fragen!"

"Josef, ich glaube, es wäre jetzt wichtiger, wenn wir nicht soviel reden würden! Fräulein Paluschke ist manchmal ganz durcheinander, und dann läuft sie einfach los, wer weiß, was da alles geschehen kann! Das mit der Straßenbahn neulich ist auch gerade noch einmal gutgegangen. Ich denke immer, wir müßten sie suchen, Josef, müßten langsam alle Straßen hier abfahren."

"Liebste Frau! Ich bitte dich: wir fahren hier langsam alle Straßen ab, und Fräulein Paluschke sitzt derweil gemütlich in der Kirche, das wäre doch ein Witz, findest du nicht?"

Nein, Frau Gerlich findet das nicht, sie sagt, "schade, daß ich noch nicht den Führerschein ge macht habe, dann könntest du mit Andreas . . ."

Doch das hätte sie nicht sagen sollen, Herr Gerlich ist nun verärgert: "Für was hälst du mich denn?! Glaubst du, ich würde das zulassen? Aber nun will ich dir etwas sagen: ich bin noch jedes Jahr in die Christmette gegangen selbst im Krieg! Und damals war es gefährlich: einmal wegen der Russen, ein andermal wegen der Flieger . . ."

"Und ein drittes Mal wegen des Ortsgruppenleiters, ja ich weiß, Josef, du erzählst es mir jedesmal zu Weihnachten. Aber diesmal ist vielleicht etwas anderes lebensgefährlich, zum Beispiel der Fluß drüben oder eine Straßenbahn!"

"Straßenbahnen fahren jezt keine mehr!" sagt Herr Gerlich kurz und gibt ein wenig mehr Gas und fährt über den knirschenden Schnee zur Christmette.

"So, Andreas!" sagt Herr Gerlich am Morgen des ersten Weihnachtstages, "man soll nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, merke es dir und nimm diesen Teller hier und trage ihn vorsichtig hinauf zu Fräulein Paluschke und wünsche ihr noch einmal ein gesegnetes Fest, hörst du? Und sie möge sich die Gaben gut schmecken lassen, und wenn sie gelegentlich einmal bei uns hereinschauen möchte, so würde uns das freuen, hast du verstanden?"

"Ja", sagt Andreas und verschwindet mit dem Teller, und Frau Gerlich lächelt, obwohl sie in der Nacht keinen Schlaf finden konnte.

"Bist du mir immer noch böse, Herbert?" fragte im gleichen Augenblick Frau Lehmann, "guck doch mal hier: das soll alles dieses Fräulein Paluschke kriegen, sogar meine Lieblingsschokolade habe ich dazugelegt. Ich war ja auch wirklich nicht nett, ich habe es aber eingesehen, du Guter!"

"Und eifersüchtig warst du auch noch, Elfriede!"

"Was kann ich dagegen machen, Herbert! Aber jetzt gehe ich rauf und mache alles wieder gut!"

Als Frau Lehmann ihre Wohnungstür öffnet, begegnet ihr Andreas. "Nanu, mein Junge, willst du auch . . ."

"Jawohl, Frau Lehmann, gesegnetes Fest! Und das hier kriegt alles das Fräulein Sophie!"

"Du bist aber ein braves Kind, Andreas, da will ich dir auch den Vortritt lassen. Und wenn du wieder runterkomst, dann klingelst du mal bei Lehmanns, vielleicht hat dir ja auch bei uns das Christkind etwas gebracht."

Andreas steigt die Treppen hoch, so leise und so schnell, daß sein Herz zu pochen beginnt. Oben verschnauft er ein wenig und dann klopft er leise an die Mansardentür. Aber es antwortet niemand. Andreas klopft stärker. "Fräulein Sophie, machen Sie doch auf! Ich hab Ihnen was Schönes mitgebracht — und — und — Sie sollen gelegentlich mal bei uns reinschauen!" Schließlich nimmt Andreas die geballte Faust und schlägt gegen das harte Holz. Aber es antwortet niemand mehr. –

Die Kerze

Tief ist die Nacht,
und der Winter ist dunkel und schwer.
Alle die blühenden Sommer gingen dahin,
alle die glühenden Gärten
und innigen Wiesen sind leer.
Arm ist die Nacht, und es
glüht eine seltsame Kerze darin.

Aber trugen nicht tausend Bienen
den Sommer der Wiesen
heim und bauten daraus die goldenen Waben?
Leuchten uns nicht die jubelnden Gärten
aus dieser honigfarbenen Kerze,
die wir entzündet haben?

Keines Sommers Geheimnis war uns zu rauben.
Keiner ging so, wie die Fremdlinge gehen, hin.
Siehe, die Kerze glüht
durch die drohende Nacht, und wir glauben
alles vergänglichen Blühens unsterblichen Sinn.

Johannes Kirschweng

Aus der katholischen Welt

Das erste europäische Priesterseminar – Ein europäisches Priesterseminar, das erste seiner Art, wird im nächsten Monat in Maastricht (Holland) die Tore öffnen. In diesem Seminar erhalten Priesterkandidaten ihre erste Ausbildung, die — aus europäischen Ländern mit reichem Priesternachwuchs kommend — später in priesterarmen europäischen Ländern wirken wollen. Die Studenten kommen aus Holland, Belgien, Irland und der Schweiz. Zu den an Priesterarmut leidenden Aufnahmeländer zählen Österreich, Deutschland, Portugal und die skandinavischen Länder sowie Frankreich. Wie der Regens des Seminars, Dr. J. J. Dellepoort, jetzt vor der Presse bekanntgab, haben sich aus Holland 47 Seminaristen für diese Ausbildung beworben. Das Studium in Maastricht wird ein Jahr dauern und sich vornehmlich auf Erlernung der fremden Sprachen — deutsch, französisch, oder eine der skandinavischen Sprachen — erstrecken, die der Priester später beherrschen soll. Der Studienplan umfaßt aber auch Kultur- und Kirchengeschichte, Soziologie und andere, weitgehend der Wahl des Studenten überlassene Fächer. An das europäische Seminar schließt sich die eigentliche theologische Ausbildung in einem Seminar des Bestimmungslandes an. 15 holländische Studenten konnten bereits, ohne Besuch des Maastrichter Instituts, an Priesterseminare in Wien, Essen und Hildesheim geschickt werden. So können sich diese "europäischen Priester" frühzeitig mit den Verhältnissen ihrer künftigen Wirkstätte vertraut machen. Angeregt hat diese europäische gegenseitige Priesterhilfe der Wiener Erzbischof-Koadjutor Jachym bei einer Tagung in Wien 1958. Deutsche und österreichische Bischöfe haben die Entsendung von Fachkräften für die Seminarkurse in Maastricht zugesagt. Finanziert wird das Seminar von den Diözesen, die den Nutzen aus dieser Einrichtung haben..

VATIKAN — *Die ersten Audienzen des Papstes nach Rückkehr von Castel Gandolfo.* – In der ersten Generalaudienz nach seiner Rückkehr aus Castel Gandolfo hat Papst Johannes XXIII. neuerlich auf den Priestermangel hingewiesen, unter dem die Kirche in beiden Teilen der Welt leidet. Der Papst forderte die Eltern auf, keine Angst zu haben, ihre Söhne dem priesterlichen Beruf zu schenken, wenn diese sich dazu berufen fühlen .In der großen Benediktionsaula von St. Peter empfing der Papst die Teilnehmer am dritten europäischen Kongreß für Cardiologie, der zur Zeit in Rom abgehalten wird. Dabei wies Johannes XXIII. auf die Bedeutung des Ärzteberufes hin, der nicht nur mit Fachkenntnis ausgeübt werden müsse, sondern auch in Demut und in dem vollen Vertrauen des gläubigen Menschen, "Edel und schön" nannte der Heilige Vater die medizinische Wissenschaft, da sie dazu beitrage, wie kein anderes Mühen des Menschen, das von Gott den Menschen, als köstliches Gut mitgegebene Leben zu verlängern. Die Cardiologie verdiene in dieser Hinsicht besonderes Lob, da sie sich mit dem Herzen beschäftige, dem höchsten und nicht zu ersetzenden Organ des menschlichen Körpers.

Radio Vatikan in 28 Sprachen. – Seit dem 29. September nimmt Radio Vatikan regelmäßig Sendungen auch nach den Philippinen auf. In englischer Sprache werden die Katholiken des einzigen katholischen Volkes im Fernen Osten am Dienstag, Donnerstag und Samstag jeweils 15 Minuten lang die neuesten kirchlichen Nachrichten und Kommentare hören können. Radio Vatikan sendet derzeit in 28 Sprachen. Die Hälfte aller Sendungen kann auch hinter dem Eisernen Vorhang gehört werden. Eine weitere Ausdehnung des Programms soll der neue 100-Kilowatt-Sender ermöglichen, den deutsche Katholiken, aufgerufen von Kardinal Frings, dem Heiligen Vater zu dessen 80. Geburtstag schenken wollen.

Fotographieren in Kirchen kann verboten werden. – Auf eine Anfrage, ob ein Bischof in den Kirchen seines Bistums das Fotografieren verbieten kann, hat die Ritenkongregation geantwortet, daß ein solches Verbot jederzeit erlassen werden könne. Der Bischof habe das Recht, das Fotografieren in den Kirchen jederzeit zu verbieten, und zwar nicht nur bei liturgischen Handlungen.

DEUTSCHLAND — *Kardinal Frings bittet um Rückgabe.* Der Erzbischof von Köln, Kardinal Frings, hat in seiner Eigenschaft als Präsident des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande die Regierung Israels gebeten, den deutschen Benediktinern von Tagbah am nördlichen Ufer des Sees von Tiberias die Felder und Gebäude zurückzugeben, die dem Deutschen Verein gehörten und aus Sicherheitsgründen enteignet wurden. Dort soll u. a. das Pilgerhospiz wiedereröffnet werden, das vor der Beschlagnahme vom Deutschen Verein vom Heiligen Lande geführt wurde. Nach der Tradition fand in Tagbah das Wunder der Brotvermehrung statt.

Mangelnde Sonntagsruhe auf dem Wasser. – Um die religiösen, wirtschaftlichen und rechtlichen Probleme einer allgemeinen Sonntagsruhe für die Binnenschiffahrt ging es bei einer internationalen Konferenz von Schifferseelsorgern in Rotterdam, an der 19 Schifferseelsorger aus Holland, Belgien, Frankreich, der Schweiz und Deutschland teilnahmen. Schwierig ist die Einführung der allgemeinen Sonntagsruhe in der Binnenschiffahrt nach den rechtlichen Seite. Nach einem internationalen Abkommen von 1954 steht einem Rheinschiffer zwar je Woche ein Ruhetag zu, doch bestimmt dieses Abkommen nur, daß 26 dieser Ruhetage "nach Möglichkeit" auf einen Sonntag fallen sollen. Festgestellt wurde jedoch, daß in einzelnen Ländern schon wesentliche Schritte auf eine Sonntagsruhe hin getan worden seien. Allgemein wurde die Ansicht geäußert, daß bereits die immer schwieriger werdende Personalfrage einer allgemeinen Sonntagsruhe auf dem Wasser entgegenarbeite.

Verkaufsoffene Sonntage nicht mehr nötig. – Gegen die zunehmende Entheiligung des Sonntags nahm die Katholische Arbeiterbewegung in Fulda Stellung. Die verkaufsoffenen Sonntage seien nicht mehr unbedingt notwendig, weil ein Großteil der Beschäftigten über ein freies Wochenende und damit über Zeit und Gelegenheit genug zum Weihnachtseinkauf an Werktagen verfüge. Ferner warnte die KAB vor der Einführung von "Mütter- und Hausfrauenspätschichten" in Fabriken und Büros. Wenn die Frauen von 18 bis 22 Uhr außerhalb des Hauses beschäftigt seien, müsse es zu empfindlichen Störungen des Ehe- und Familienlebens kommen.

ÖSTERREICH — *Vorarlberger Berggemeinden ohne Priester.* Der Priestermangel in Vorarlberg ist besorgniserregend. Wie Bischof Dr. Wechner erklärte, mußten bereits einige kleine Berggemeinden nach dem Tod ihres Priesters ohne Seelsorger belassen und zur seelsorglichen Betreuung den nächstliegenden Gemeinden unterstellt werden. 1939 zählte Vorarlberg 226 Priester in der Pfarrseelsorge und 32 Theologiestudenten, wobei das Land zu diesem Zeitpunkt etwa 150 000 Einwohner hate. Heute ist die Einwohnerzahl auf 220 000 gestiegen und Vorarlberg verfügt nur über 215 Seelsorger in den Pfarreien.

Das grosse Glueck
katholisch zu sein



Ein priesterlicher Freund sagte mir in seinem hohen Alter, als die Schwingen des Todesengels schon näher und näher rauschten, ein schönes Wort: Wir Priester sind eigentlich nie, auch im Alter nicht im Ruhestand. Bis zuletzt, solange die Hände es halten können, haben wir unser Brevier, das uns die Kirche gab, damit wir unser Offizium, d. h. unsere Amtspflicht erfüllen. Und vor allem, solange es die Kräfte gestatten, stehen wir am Altar und bringen das heilige Meßopfer dar und damit unser eigenes Priesteropfer. Welches Glück, welche Gnade ist es doch, daß wir das heilige Meßopfer feiern dürfen, solange es Gott gefällt! So sprach der greise Priester, und man fühlte, wie er sich zutiefst dieses Glückes freute und dafür von Herzen dankbar war. Als gläubige katholische Christen versteht ihr doch dieses Wort gar gut. Ihr wißt ja, was ihr von der heiligen Messe zu halten habt, daß sie das große Geschenk ist, das der göttliche Stifter seiner Kirche gegeben hat; daß er selbst in diesem weihevolln Akt sein großes, heiliges Opfer darbringt, durch das er die Welt erlöst, durch das er Sühne leistet für die Sünden der Menschheit und ohne Unterlaß all die Gnaden austeilt, ohne die die Menschen einfach nicht fertig werden würden mit dem schweren und verantwortungsvollen Menschen- und Christenleben und erst recht nicht das ewige Leben erlangen könnten. Die Gnadenflut von Golgatha fließt uns überreich vom Altare aus zu.

Welches Glück, welche Gnade, daß wir die heilige Messe haben! So dürfen nicht nur die Priester, durch die Christus sein Opfer feiert, sondern alle Christen sprechen. Glück wird den allermeisten Menschen nicht gerade überreich zugemessen, wenigstens nicht das Glück, wie es die Weltkinder verstehen. Glück? sagt mancher in der Bitterkeit des Herzens, schweigt mir davon! Das gibt es doch nicht auf dieser leidbeladenen Erde! Ich wenigstens habe noch wenig davon verspürt. Mich hat das Glück sehr knapp gehalten und stiefmütterlich behandelt, und das bißchen sogenanntes Glück mußte mit einem gerüttelten Maß von Müh und Leid bezahlt werden. Mag sein, daß solches Klagelied oft berechtigt ist. Aber ein Glück, ein wirklich gnadenhaftes Glück ist doch uns katholischen Christen gegeben. Wir haben doch in diesem Erdenleben, so reich es auch an Mühsal und Leid und Opfern ist, und so arm an menschlichem Glück, das heilige Meßopfer. Die heilige Messe ist ja das wunderbare Gnadengeschenk des Herrn an seine Kirche und deren Kinder. Ihnen fließen ihre Gnaden in erster Linie zu. Sie ist der Gnadentisch, den der Erlöser deckt für die nach Gnade und Hilfe und Erlösung und Glückseligkeit hungernden Menschen. Wir dürfen als katholische Christen an dieser Tafel obenan sitzen. Uns ist gewissermaßen gesagt, wie es im Evangelium heißt: Freund, rücke weiter hinauf!" Wir dürfen und sollen vor allen vom Opfertisch des Herrn genießen. Von jedem Altar, wo das heilige Meßopfer dargebracht wird, fließt ein Gnaden- und Segensstrom durch die ganze Welt; aber die als katholische Christen diesem Strom am nächsten stehen, dürfen auch als erste daraus trinken. D ü r f e n! Es ist das eine große Auszeichnung vor den anderen. Rücke weiter hinauf als die anderen! Wer das recht bedenkt, der darf wahrlich keines Gebotes mehr, der heiligen Messe beizuwohnen. Für den ist der Besuch der heiligen Messe und ihre andächtige Mitfeier kein "Müssen", sondern ein frohes "Dürfen"; für den könnte das Kirchengebot, das zur Sonntagsmesse verpflichtet, aus dem Katechismus gestrichen werden. Den treibt nicht ein Gebot, nicht die Angst, sonst eine Sünde zu begehen, zur heiligen Messe, sondern ihn ruft und zieht das Glück, daß er bei diesem Gastmahl dabei sein, ja obenan sitzen darf.

Freund rücke weiter hinauf! Nicht nur das große Glück des katholischen Christen ist in dieser Einladung ausgesprochen, sondern auch die Mahnung, die keiner überhören sollte, näher heranzukommen bei der Feier dieser Opfermahlzeit. Sie ruft zum möglichst innigen Anschluß,

zum Mittun und Mitopfern beim heiligen Opfer. Die heilige Messe will und soll nicht nur ein Schauspiel sein für zuschauende Zaungäste, sondern ein Drama, bei dem alle Anwesenden mitwirken müssen. Nicht nur Priester und Altardiener und ebenfalls Sängerchor sollen dieses Drama aufführen, sondern alle Christen sollen sich beteiligen und mitopfern. Die da mehr oder weniger fromm um den Altar stehen oder knien, vielleicht auch irgendwelche Gebete für sich verrichten, aber den Priester allein opfern lassen, stehen dem großen Opfer Christi zu fern. Ihnen sei gesagt: Rücke weiter hinauf! Rücke näher heran! Wer die heilige Messe bloß als schöne Gelegenheit betrachtet, fromm und ungestört beten zu können, als heilige Andachtsübung, der hat das eigentliche Wesen der Messe nicht erkannt, dem ist das Verständnis dafür noch nicht aufgegangen, was die heilige Messe in Wahrheit ist. Sie ist mehr als ein Gebet, mehr als das schönste und heiligste Gebet; sie ist Opfer. Sie ist das Opfer Christi, der sich und das Opfer der Seinigen, der Glieder seines mystischen Leibes darbringt. Darum wohnt nur der der heiligen Messe in der ganz richtigen Weise bei, der nicht nur irgendwelche und irgendwas betet oder singt, sondern mitopfert und sich mitopfern läßt. Was der opfernde Priester bei der sogenannten Opferung auf den Altar legt, ist Sinnbild dessen, was alle Christen auf den Altar legen sollen, nämlich ihr eigenes Herz, ihren eigenen Willen, der sich dem Willen Gottes ergeben beugt. Und gerade das ist eine Gnade der heiligen Messe, daß wir hierbei die schweren Opfer, die das Leben von uns oft so unbarmherzig verlangt, mit dem Opfer Christi vereinen und so zum heiligen, gnadenreichen Opfer machen können. Opfer, die man betend bringt, werden leichter und wertvoller; aber sie werden am leichtesten und gar selig und führen zur Seligkeit, wenn man sie vereint mit dem Opfer Christi in der heiligen Messe Gott darbringt.

Bitte deinen Schutzengel auch darum, daß er dich bei deinem Meßbesuch immer daran erinnern möge, daß du zum Opfern gehen sollst. Der rechte Christ betet nicht nur in der heiligen Messe, sondern opfert und lernt dabei, daß Opfern das Heiligste im christlichen Leben ist und die heilige Messe das große Glück des Christen. – J. St.

Sensationspremiere

Von Jaques Rose Garden

Vor einer Stunde war ich in Paris angekommen.

Der erste, den ich traf, fragte mich:

"Haben Sie schon eine Karte?"

"Eine Karte? Wofür?"

"Für die Sensationspremiere heute Abend."

"Ein neues Stück?"

"Eine Uraufführung. Englischer Autor. Aufregender als Wallace."

"Ein Triller also?"

"Der tollste Kriminalreißer aller Zeiten. Blendende Besetzung, die prominentesten Schauspieler. Ein amerikanischer Regisseur. Die Premiere ist seit Wochen ausverkauft."

"Und der Titel des Stückes?"

"Mord in der Parkstraße."

"Klingt gut!"

"Ist noch besser. Weshalb die ganze Stadt fiebert und unbedingt bei der Premiere heute abend dabei sein will: bis zum Schluß ahnt keiner, wer der Mörder ist. Erst kurz, ehe der Vorhang fällt, nach drei Stunden atemloser Spannung — es soll eine tolle Überraschung geben — erfährt man es."

Ich liebe Kriminalstücke. Ich liebe sie leidenschaftlich. Ich lauere auf den Täter. Von der ersten Minute an. Mir entkommt kein verdächtiges Wort, keine noch so versteckte Harmlosigkeit. Ich sitze hellwach dabei. Wie mit dem Rechenstift verfolge ich alles. Ein gutgebauter Kriminalreißer gehört zu meinen schönsten Lebensfreuden. Und nun? Die Premiere war seit Wochen ausverkauft. Die Kartenpreise waren unter der Hand auf das Zwanzigfache gestiegen. Ich mußte für einen Platz in der Loge ein Vermögen bezahlen. Aber ich zahlte es. Erregt, mit fliegenden Nerven, betrat ich ein wenig verspätet den bereits verdunkelten Zuschauerraum. Der Vorhang hob sich gerade, als der Logenschließer mich zu meinem Platz führte.

"Sind Sie mit dem Platz zufrieden, mein Herr?"

Er hielt die Hand offen. Ich achtete nicht darauf.

"Ja. Danke", sagte ich.

"Soll ich den Hut in der Garderobe abgeben?"

"Nein. Danke."

"Es ist mit Photos."

"Danke. Nein."

"Vielleicht ein Opernglas, mein Herr?"

Auf der Bühne spielte man bereits. Ich saß aufgeregt. Winkte nervös ab.

"Opernglas gefällig?" wiederholte der Logenschließer.

"Nein. Danke."

Ich dachte, jetzt hätte ich Ruhe. Ich hatte sie nicht.

"Wünschen der Herr zum Schluß einen Wagen?"

"Nein."

"Keinen Wagen?"

"Nein. Nein."

"Aber vielleicht etwas Schokolade?"

"Ich will nichts, Danke."

Ich war fuchsteufelswild. Die Vorstellung begann sehr erregend. Ich wollte nichts verpassen.

"Auch nicht ein Glas Sekt in der Pause, mein Herr?"

"Nein, zum Donnerwetter!"

"Oder ein paar Sandwiches?"

"Gar nichts! Scheren Sie sich zum Teufel!"

Da schien er endlich gemerkt zu haben, daß bei mir nichts zu verdienen war. Und ich erlebte die fürchterlichste Rache eines gekränkten Logenschließers, dessen Dienste ich nicht angenommen und mit ein paar Franken honoriert hatte. Er beugte sich tief zu mir herunter, deutet mit der ausgestreckten Hand auf die Bühne und zischte mir haßerfüllt ins Ohr:

"Der Gärtner ist der Mörder!"

Das Bild unserer Mutter

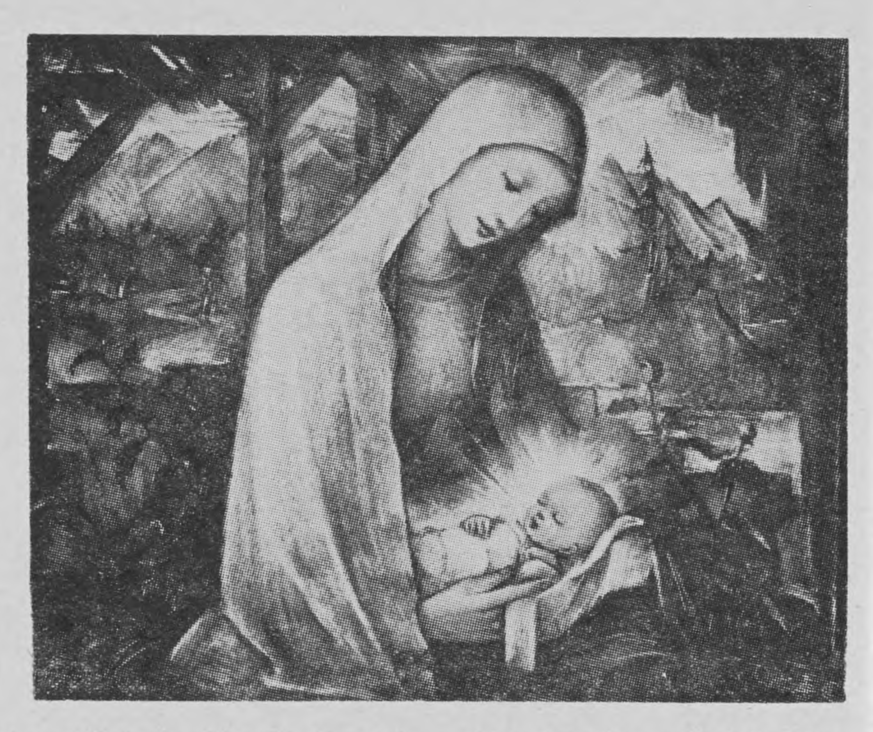
Überall in der Welt, wo man den Gekreuzigten kennt, sein Zeichen in Kirchen, Schulen und Häusern, auf Straßen, Plätzen und Gipfeln sieht, ist das Bild seiner Mutter nahe, wird es verehrt. Kein Befehl, keine Gebrauchsanweisung liegt dafür vor,sondern seit Jahrhunderten weiß das gläubige Volk: Maria gehört zu Jesus, wie eben eine Mutter zu ihrem Kind gehört, das sie empfangen, getragen, geboren und genährt hat. Auch, wenn dieses Kind zugleich Gott ist.

Ja gerade, weil es so ist, daß der Allmächtige ein Geschöpf auswählte, ganz rein bewahrte, ihm seinen Engel sandte und fragte, ob es bereit wäre, Gottes Pläne zu verwirklichen. Das "Ja" Mariens war der irdische Beginn der Erlösung, war auch der Anfang ihrer Verehrung, die uns nun allen zur Mutter wurde. Denn sie trug unter ihrem Herzen das neue Leben der Welt, unser neues Leben, unsere Wiedergeburt: Christus, den Erlöser.

Die Kirchengeschichte kennt Berge und Täler — auch in der Verehrung Mariens. Jene Geschlechter, die sie besonders verehrten, Kirchen bauten mit ihrem Namen, Lieder sangen, Kerzen brannten zu ihrem Preis, standen Gott wohl sehr nahe.

Maria war ihnen Wegweiser, Licht im Dunkeln, Zeichen Gottes. Wir scheinen uns wieder einer solchen Anhöhe zu nähern. Die Verehrung Mariens, die feierliche Verkündigung des uralten Glaubensgutes von der Aufnahme Mariens in den Himmel sind Anzeichen dafür. Sind Hoffnung, daß auch wir Gott näher kommen. Aber noch kein Beweis. Denn der Ablauf der Tage genügt nicht. Maria ist uns vor Augen gestellt als Vorbild.

Freilich, sie war von Gott mehr begnadet als wir. So soll auch unser Gebet den Worten des göttlichen Boten entsprechen: "Sei gegrüßt, Maria, voll der Gnade!" Und Mariens Antwort trifft auch uns: "Siehe, ich bin die Magd des Herrn!" Es ist die Aufforderung uns mit Besitz, Beruf, Familie in den Dienst des Herrn zu stellen: "Hier sind wir, mache mit uns, was du willst. Wir werden dich nicht verlassen!"



Auf das "Ave Maria" folgte die Tat, die Nachfolge Mariens. Wir genießen nicht den Gnadenvorzug der Gottesmutter, wir sind Sünder. Aber wir haben nun eine Fürsprecherin im Himmel, eine Mutter zu der wir beten: "Und nach dieser Verbannung zeige uns Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes!" –

Marienlob

Herrlich sprossend Reis, sei gegrüßt, daß Du Dich im Windhauch des Sehnens und Suchens der Heiligen erhobst.

Da die Zeit kam, da Du in Deinen Zweigen blühen solltest, klinge Dir Gruß um Gruß entgegen. Denn in Dir blühte die Wunderblume empor, die allen Gewürzen Duft gab, allen, die vertrocknet waren.

Und alle erschienen nun in voller Blüte. Darum ließen die Himmel Tau über das Gras sprühen, und die ganze Erde ward froh, weil ihr Eingeweide Korn hervorbrachte und weil die Vögel des Himmels auf ihr ihre Nester bauten.

Und den Menschen ward Speise gegeben und den Speisenden große Freude. Und darum, süße Jungfrau Maria, hört in Dir die Freude nimmer auf.

All das verachtete Eva.

Nun aber sei Preis dem Allerhöchsten!

Hl. Hildegard von Bingen

Was ist mit der "Geschichte einer Nonne"?

Zu dem Roman von Kathryn Hulme und dem gleichnamigen Film

Von Hilda Hermann

Unsere an Bestsellern reiche Zeit hat uns unlängst wieder einen neuen Bucherfolg beschert "Die Geschichte einer Nonne" von Kathryn Hulme. Dieser amerikanische Bestseller von 1957 wurde inzwischen in 14 Sprachen übersetzt, neuerdings auch in die des Films. Oft genug ist es angebracht,die innere Legitimität der almischen Verwandlung eines Buches in Frage zu stellen; hier verstummt der Protest angesichts der Sicherheit, mit der dieser Film die dem Buch bereits innewohnende sehr dankbare und sicher ankommende "Filmstory" herausgeschält hat. Dagegen ist nichts einzuwenden, wohl aber gegen einen "Erfolg", der Buch und Film eine religioese Bedeutung verleihen will, die beide nicht besitzen und vielleicht auch gar nicht beanspruchen.

Es ist eine wahre Geschichte, ein Lebenschicksal aus unseren Tagen. Gabrielle van der Mal, Tochter eines belgischen Arztes, medizinisch geschult und zudem als Krankenpflegerin beruflich ausgebildet, tritt, durch eine Lourdes-Wallfahrt erschüttert, in ein Kloster ein. Dort vollzieht sich ihre Formung zur Ordensfrau, ihre allmähliche Einübung in Demut und Gehorsam, zugleich auch ihre weitere wissenschaftliche Ausbildung: nach dem Examen am Tropeninstitut in Brüssel sieht sie sich auf dem Weg zum Ziel ihrer Wünsche, der Tätigkeit auf einer Missionsstation in Afrika.

Die Loslösung von der "Welt", mühsam von Stufe zu Stufe errungen: durch Bekämpfung aller individuellen Regungen, durch Einordnung in die Ordensgemeinschaft, hat eine Kernzone in ihr augespart: eben den Drang, ihren Fähigkeiten gemäß wirken zu dürfen — der "Kongo" wird das Symbol dafür. Sie selbst wird dieses sublim getarnten Zwiespaltes in den verschiedensten Konfliktsituationen mehr oder minder deutlich inne, sie befragt sich mehrmals auf ihre Berufung hin, wird aber im Bewußtsein dieser Berufung auch durch ihre Oberen bestärkt, die zwar schärfer als sie den Rest an "Welt" in ihr wahrnehmen, ihrer Glaubenskraft jedoch zutrauen, diesen überwinden zu können. Gabrielle legt denn auch schließlich die ewigen Gelübde ab und wird endgültig "Schwester Lukas".

Vor dem Start in den Kongo wird es Schwester Lukas noch auferlegt den furchtbaren Dienst an geistesgestörten Kranken zu bestehen, und gerade hier versagt sie bei einer der wichtigsten Gehorsamsproben: Sie geht gegen alle Vorschriften allein in die Gummizelle einer Schizophrenen, wird von ihr überwältigt, verletzt, fast getötet. Die innere Wunde, die sie durch ihren verbotenen "Heroismus" empfangen hat, geht noch viel tiefer; nach solcher Niederlage aber scheint sie erst recht würdig, in den Kongo entsandt zu werden, scheint sie gegen die Versuchungen ihres "Ich" besser gefeit zu sein.

In der Tat wird das Wirken in der kleineren, dem unmittelbar helfenden Leben zugewandten Ordensgemeinschaft, unter den Augen einer weniger strengen, "menschlicheren" Oberin, im Umgang mit den lerneifrigen und bekehrungsfähigen Eingeborenen, in der Zusammenarbeit mit einem zwar skeptisch-zynischen, aber hervoragenden Chirurgen für Schwester Lukas zu einer sich steigernden "Erfüllung"; sie übersteht eine ernste Erkrankung, übersteht weitere, zwischen Einhaltung der Ordensregel und Pflichterfüllung gegenüber den Kranken immer neu aufbrechenden Konflikte, und sie weiß nun schon, daß die Rückkehr hinter die Mauern des Mutterhauses — eine Vorstellung, die sie mit Schrecken erfüllt — für sie eine Katastrophe bedeuten würde.

Die Katastrophe tritt ein: Sie wird als Begleiterin eines Nervenkranken nach Belgien geschickt; die noch vorhandene Hoffnung, in den Kongo zurückkehren zu dürfen, macht der Ausbruch des Krieges zunichte. Der mit dem ersten Kriegshandlungen in ihr auflodernde Patriotismus wird zum reinen Haß, als sie den Tod ihres Vater durch deutsche Flieger erfährt; von da an arbeitet sie in aller Heimlichkeit, mitten in der ihr angewiesenen Ordenstation an der holländischen Grenze, in der Widerstandsbewegung. Die Ordensfrau in ihr zerbröckelt, das nach "Gerechtigkeit" verlangende, nur dem eigenen Gewissen gehorchende "freie" Ich setzt sich in schweren Kämpfen durch, sie beantragt und erlangt schließlich ihre vom Bischof genehmigte Entbindung von den Gelübden, die einzuhalten ihr seit langem nicht mehr möglich war. "Christus wird mich nicht verlassen, Pater", sagt sie zu ihrem Beichtvater. "Ich habe in seinem Namen zu viele Becher Wasser gereicht, und er weiß, daß ich das weiterhin tun werde, ob ich nun als Nonne oder als Kriegskrankenschwester für ihn arbeite." Nach siebzehn Jahren Ordensleben tritt Schwester Lukas aus der Zelle 12 einer Außenstation ihres Klosters wieder in zivile Kleider gehüllt, die man mit liebloser Strenge für sie bereitgelegt hat, mit dem einstigen Aussteuergeld versehen, das der Vater für sie einzahlte, auf eine enge Gasse. Gabrielle entschwindet im Film unseren Blikken, während sie zögernd um die Ecke eines Hauses biegt.

Nicht das Buch und nicht der Film, sondern den Film ankündigende Publikationen haben uns inzwischen darüber informiert, daß Gabrielle van der Mal weiter der Widerstandsbewegung verbunden blieb, hingebungsvoll unter Verwundeten



und Flüchtlingen arbeitete und schließlich von Kathryn Hulme, die für die Vereinten Nationen im Flüchtlingslager arbeitete, entdeckt wurde. Der aus Begegnung erwachsene nähere Kontakt brachte das Lebensbekenntnis mit sich: "Ich bin eine Nonne, die ihr Gelübde nicht erfüllen konnte . . .", und die Reaktion der Amerikanerin, "man könne das Wort Fehlschlag wohl auf geschäftliche, nicht auf geistige Begriffe anwenden; man könne über ein solches Erlebnis wohl traurig sein, aber nicht beschämt", löste das Buch mit seiner ihm eingeprägten Haltung aus; nach anfänglichem Widerstand gab Gabrielle auch ihre Einwilligung zu dem Film. Sie lebt heute als Krankenschwester in Hollywood, ihre Autorin hat mittlerweile selbst konvertiert.

Fast möchte man sagen — sofern man das Erschrecken darüber beiseite tun kann, daß eine solche Lebensgeschichte noch zu Lebzeiten der Betreffenden überhaupt veröffentlicht wird — fast möchte man sagen: soweit, so gut. Denn dies ist nun einmal eine "story", wie sie das Leben schreibt: Es gibt Ordensfrauen, die ihren Gelübden nicht gewachsen sind, die daraus die Konsequenzen ziehen. Und so, wie dieser Film als Film gemacht ist, überzeugt er im Psychologischen vollständig, überzeugt umso mehr, als die Nonne von der überaus anmutigen Audrey Hepburn dargestellt wird: einem Wesen, dem man von Beginn an zugetan ist, dessen Kämpfe und Niederlagen man beteiligt verfolgt, dessen Entschluß zwingend ist; dieses Wesen, so wie es hier verkörpert wird, m u ß aus dem Kloster ausscheiden, es hat sich in seiner Berufung getäuscht, es hätte niemals versuchen dürfen, seinen Dienst am Nächsten, unter Ausnutzung seiner eigensten Gaben, im Rahmen des Ordenslebens zu verwirklichen. Es gab und gibt dafür eine Fülle anderer Möglichkeiten. Und das Ordensleben, soweit es als Hintergrund und Rechtfertigung dieses Schicksals in Erscheinung tritt, wird ohne Verzerrungen gezeichnet; einige der wichtigsten Ordensfrauen, die Oberinen vor allem, haben durchaus Profil. Eine geheime sentimentale Note zwar, zu religiöser Stimmungshaftigkeit anschwellend bei der Einkleidung und ähnlichen Szenen, ist als obligate Zutat mitgegeben. Keine "Verzerrung" im einzelnen, und dennoch ist sie vorhanden: als eine Fälschung und Aufweichung im Innersten der hier angeschnittenen Fragenkomplexe. Der Film berührt Probleme, die er nicht austrägt, da wo er aufhört, müßte er anfangen, oder er hätte überhaupt nie anfangen sollen. Die subtile Frage der "inneren Wahrhaftigkeit", Quelle schon historisch gewordener Irrtümer; das Problem des Gehorsams, der Demut, des unbesiegbaren Stolzes, das Eingeständnis der Schwäche, die Möglichkeit, sich über alle Schwächen hinaus der Gnade zu überlassen: Das alles wird hier zwar angerührt, wird aber nicht etwa im "Aussparen", im gestaltet Ungesagten wirksam — wie es "Monsieur Vincent" oder das "Tagebuch eines Landpfarrers" vollbrachten, die damit zu einzigartigen r e l i g i ö s e n Filmen geworden sind —, es wird an zugespitzten und widersinnigen Situationen, Kampf mit der Irren, das Klingelzeichen, das die Nonne vom Operationstisch weg zum Kommunionempfang holt u. a. m., veraus-

gabt, so wie man eben ein großes Thema in kleiner Münze verausgabt.

Was soll's? muß man fragen; soll den Nichtkatholiken und Nichtgläubigen gezeigt werden, wie es im Ordensleben vor sich geht, was es einem "natürlichen" Menschen für unlösbare Aufgaben stellt? Dann müßte man die volle Qualität des "Übernatürlichen" spürbar machen — das aber geschieht hier nicht. Die Bedeutung der Sühne, des stellvertretenden Gebets tritt niemals überzeugend in Erscheinung, auch nicht die Verherrlichung Gottes, auf die alle "Formung" einer Ordensfrau hinzielt — das Mißverständnis, alle Selbstauslöschung könne eine sublime Form der Selbstbehauptung sein (das zweifellos im Ordensleben durchkämpft werden muß), bietet sich einer kurzschlüssig-erschreckten Deutung des naiven Außenstehenden an; wie soll er angesichts dieses Lebensschicksals einer Unglücklichen, die sich über ihre Berufung getäuscht hat, die mit ihrem Wunsch nach "Gerechtigkeit" und Nächstenliebe gebrochen in die Welt zurückkehrt, den Zugang zum Geheimnis des Kreuzes und damit zum Ordensleben finden, in dem sich das Geheimnis der spirituellen Existenz jedes Christen nur beispielhaft verdichtet?

Den katholischen Gläubigen aber, soll ihnen mit diesem Film der Anstoß gegeben werden, über sicherlich notwendige Reformen innerhalb der Ordensstrukturen nachzudenken: Trennung von Kontemplation und aktivem Leben? Das Wort "Säkularinstitute" bezeichnet bereits die Richtung, in der sich Reformen von innen her anbahnen, aber nicht von einem solchen unerleuchteten Film werden sie vertieft und gefördert werden. Ein Film, der eine gestellte Beichte zeigt, mit einem grenzenlos primitiven Zwiegespräch, wo doch gerade hier in die spirituelle Mitte beider Beteiligten hätte gezielt werden müssen — ein solcher Film hat über solche Fragen nichts zu vermelden — daß er sie dennoch anrührt, gehört zu seiner "story", es hat nicht das geringste Gewicht über diese hinaus.

Seien wir beruhigt: Auch ein "Bestseller" verebbt in seiner aufregenden Wirkung, auch um die Filmkarten zur "Geschichte einer Nonne" wird man sich nicht lange mehr reißen. Wer etwas über "Orden heute" wissen will, der nehme die strahlende Bezeugung der modernen Trappisten in Amerika, die Weißen Mönche von Kentucky" zur Hand, und wer die Trauer um die einsame Arzttochter von Brüssel, die sich der göttlichen Barmherzigkeit überlassen hat, anders als mit einer Träne des Mitleids und der Rührung auffangen will, der schließe sie ein in sein Gebet. –

Die Braut nicht vergessen!

Von Erich Kostka

Ja, so höre doch, Sabinka! Kennst Du mich denn nicht mehr?!" Mit einem kurzen, ausdruckslosen Blick musterte Sabinka den Mann neben sich.

"So du bist's, Josef Valiza? Ich hätte Dich gar nicht erkannt. Bist Du wieder daheim?"

"Also ist sie's doch, die Sabinka!" dachte Josef, indem er sie etwas ratlos anschielte. Er sah das straff zurückgekämmte Haar, den schmalen, weißen Kragen auf dem dunklen, hochgeschlossenen Kleid und bemerkte ihre steifen Bewegungen.

"Ja, für eine Weile', beantwortte er sc'hließlich ihre Frage. "Nach fünf Jahren wieder einmal."

Sabinka zögerte, ehe sie sagte: "Ja dann: herzlich willkommen!" Da konnte sich der Alte aus der Stadt nicht mehr halten. Es brach aus ihm hervor: "Ja, wie siehst Du denn aus, Sabinka!"

Es klang erstaunt und vorwurfsvoll zugleich.

Für einen Moment blitzte es in Sabinkas Augen auf. Gleich darauf aber waren sie wieder so ausdrucksvoll wie vordem.

"Wie soll ich denn aussehen?" fragte sie zurück. "Ich bin verheiratet!"

"Was Du nicht sagst!" staunte Josef. "Seid Ihr denn so unglücklich?"

"Wie kommst Du denn darauf", erwiderte die junge Frau unwillig. "Ich bin glücklich verheiratet mit dem Geza!"

"Guck an, mit dem Geza, mit diesem Windbeutel!"

Sabinka wurde noch steifer. "Er ist mein Mann, und er ist kein Windbeutel, wollte ich Dir nur sagen!"

Der Alte lächelte leicht, schien dabei aber angestrengt nachzudenken. "Ja, da komme doch einer dahinter", überlegte er, "was in dieses kleine Weibsbild gefahren ist! Jetzt wird sie etwa zwanzig sein und sieht aus wie dreißig. Wie sie ihren Struwwelkopf so glatt bekommen hat, das möchte ich auch wissen. Und ihre Augen sehen aus, als hätte sie noch nie das Licht der Welt erblickt! Dazu in einem fort die Hände vor den Magen gelegt, und laufen tut sie, als hätte sie einen Stock verschluckt!"

"So, so", machte er nur, ohne erneut auf den Windbeutel zurückzukommen, "mit dem Geza also, so, so!"

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander, an der Kirche vorbei, am Gasthaus "Zum roten Frosch" vorüber, als Josef Vazila mit vergnügtem Blinzeln in den Augen fragte:

"Weißt Du noch, Sabinka, wie Du auf unseren Nußbaum geklettert bist, bis in die obersten Zweige, wie eine junge Katze? Weiß Gott — ich hatte manchmal Angst, daß Du Dir das Genick brechen könntest! Und wenn Du dann nicht den Rückweg fandest, dann hast du geschrien: 'Onkel Josiiif! Ooonkel Jooosif!" Und dann mußte ich mit der Leiter kommen, um Dich runterzuholen. Erinnerst Du Dich noch? — Bist Du schon wieder einmal oben gehockt, im Nußbaum, Sabinka?"

Sabinka maß ihn mit einem vernichtenden Blick. "Du bist in der Stadt wirklich verrückt geworden! Ich erzähle Dir, daß

ich verheiratet bin, und Du fragst mich, ob ich noch immer auf den Nußbaum klettere! Hast Du schon einmal eine verheiratete Frau im Nußbaum sitzen sehen?"

Josef Valiza zog die Unterlippe einige Male durch die Zähne, und sein Gesicht entspannte sich vergnüglich.

"Hmmm", machte er. "Eine verheiratete Frau im Nußbaum? Hm — ja, doch! Meine Marika — Gott gebe ihr den Frieden! — die hat öfter oben gesessen!"

"Daß ich nicht lache!" erwiderte Sabinka gemessen. "Die Tante Marika! Wo die doch, wenn ich im Nußbaum saß, gezetert hat, wie gefährlich das sei!"

Der Alte lachte. "O ja, die wußte es doch am besten wie gefährlich das war!" Josef Valiza stieß einen kleinen Stein mit der Fußspitze weg und begann erneut zu lachen.

"Warum lachst Du?" erkundigte sich Sabinka mißtrauisch.

"Weißt Du", gab er zur Antwort, "ich denke gerade an den Lehrer Kun — auch ihm wird Gott gnädig sein! — der hat sich furchtbar über uns geärgert. Einmal hat er die Marika in wildem Lauf die Dorfstraße herunterjagen sehen — da waren wir kaum verheiratet — ist erschrocken stehen geblieben und hat gefragt: "Marika — was ist denn? Will Dir jemand was!"

Sie hat im Laufen gebremst und ihm außer Atem erklärt: "Ja, der Josef . . ."

"Waaas???" hat er gefragt, und die Augen sind ihm vor Empödung fast aus dem Kopf gefallen, als Marika den Satz beendete: ‚. . . will mich fangen!'

Nun ja, ich habe sie dann auch gefangen, weil sie beim Lehrer verweilt hatte. Aber der Lehrer Kun hat uns gesagt, während wir um ihn herumjagten: "Ihr benehmt euch wie die Kinder und seid verheiratete Leute! So etwas gehört sich nicht! Euch fehlt jede sittliche Reife!"

Sabinka blitzte ihn zornig an. "Recht hat er gehabt! Wie kann man sich, wenn man verheiratet ist, so benehmen, wie Schulkinder? Wenn man verheiratet ist, muß man wissen, daß der Ernst des Lebens beginnt."

Josef Valiza senkte den Kopf und schüttelte ihn leicht hin und her. "Der Ernst des Lebens, Sabinka, ja . . . Aber sag, Du Kindskopf dummer, von wem Du es hast, daß nach der Heirat die Traurigkeit des Lebens beginnt? Wo steht es denn geschrieben, daß man, um den Ernst des Lebens zu begreifen, einen Stock verschlucken muß, so wie Du? Oder sich Augen anschaffen muß, wie die Kartoffeln vor dem Keimen? Oder sich die Haare hinter die Ohren streift wie meine Großmutter — Gott habe auch sie selig! — als sie achtzig Jahre war?"

Sabinkas Augen loderten nun. "Wie Kar . . . Kartof — feln vor dem — dem . . .?"

"Vor dem Keimen, ja, so wie Du!"

"Josef Valiza — wie seid Ihr gemein zu einer verheirateten Frau!" schrie Sabinka.

Der Alte betrachtete sie mit offensichtlichem Wohlgefallen. "Sabinka . . ."

"Schweigt, ich will nichts mehr von Euch hören!"

Der Alte überhörte den Aufschrei.

"Du weißt noch nicht, Sabinka, warum wir uns auf der Dorfstraße gejagt haben — warum Marika im Nußbaum gesessen ist — warum wir Häschen in der Grube gespielt haben, draußen im Garten, wobei uns zufällig einmal der Herr Pfarrer überraschte. Er ging gleich weiter, kopfschüttelnd und hat uns mindestens einen Monat lang mit tiefer Besorgnis im Gesicht gemustert, wenn er mit uns sprach.

Ich habe nähmlich Marika an unserem Hochzeitstag ein Versprechen abgenommen. Als sie schon im Schleier und mit blitzenden Augen am Fenster stand und sagte: "Weißt Du, was ich jetzt möchte? So wie ich jetzt bin— auf den Nußbaum rauf, bis ganz oben, und dann wieder runter!" habe ich ihr gesagt: "Marika, Du darfst nie die Braut vergessen, wenn Du Frau geworden sein wirst!"

"Ideen hast Du!" warf Sabinka blinzelnd ein.

"Ideen!" lachte Josef Valiza. "Was heißt: Ideen! Das Alter, Sabinka, die Traurigkeit das Leid, die kommen alle von ganz allein. Aber der Freude, der muß man manchmal ein wenig nachhelfen! Und kleine Kindereien zwischendurch, Sabinka, das hält jung und mindestens die ersten drei Kinder haben zwei ausgewachsene Menschen zu Vater und Mutter, mit denen sie auf ihre Weise spielen und lebn können."

"Josef Valiza, aber ich bin doch . . .'

". . . verheiratet. Ich weiß. Wie anders solltest Du sonst auch zu Kindern kommen, Du Schaf!"

Sabinka blieb stehen. "Josef, soll ich Dir mal was sagen?"

"Na?"

"Ich wäre schon gern einmal . . ." Sie machte eine Kopfbewegung zum Nußbaum hoch, unter dem sie standen.

"In dem Kleid?"

"Na und? Als ob das wunder wie schwer wäre!"

"Sabinkaaa!" rief eine Männerstimme vom Haus her. "Sabinkaaa!"

"Da ist er ja, der Windbeutel!" sprach Josef Valiza mehr zu sich als zu Sabinka, als der junge Mann über den Hof kam und Josef erblickte.

"Josef Valiza! Seid Ihr wieder einmal da?"

"Wie Du siehst!" sagte der Alte.

"Ich suche gerade die Sabinka", erklärte der junge Mann aufgeräumt.

"Wieso . . .?"

Der Alte wandte sich zur Seite. "Aber doch nicht in dem Kleid!" murmelte er und blickte in den Nußbaum hoch.

"Nun, dann hole sie Dir!" sagte er zu dem Jungen und deutete mit dem Daumen in die Baumkrone.

Mit einem Satz war der junge Mann am Stamm und verschwand im Gewirr der Äste.

Josef Valiza ging leicht gebeugt und mit einem zufrieden Schmunzeln um die Lippen in den Hof hinein. Bis dahin verfolgte ihn der Lärm zweier Stimmen aus dem Baum.

Er setzte sich auf die Bank vor dem Hause und wartete geduldig. Er hatte Zeit.

"Und sowas ist", murmelte er vergnügt, "Gott sei Dank, auch verheiratet . . .!" –

Quo vadis - Lateinamerika?

Geistliche und wirtschaftliche Not zeichnet das Bild Süd- und Mittelamerikas

Der Aufruf der lateinamerikanischen Bischofskonferenz zur Bekämpfung der religiösen Unwissenheit hat mit unüberhörbarer Deutlichkeit das Problem Lateinamerika unterstrichen und die Frage gestellt: Quo vadis — wohin gehst du, Lateinamerika? In den Staaten südlich der US-Mexikanischen Grenze, deren Sprachen sich aus dem Lateinischen, dem Portugiesischen und dem Spanischen, das die Eroberer ins Land brachten, herleiten, wohnt über ein Drittel aller Katholiken der Welt. Das lateinamerikanische Problem ist daher eines der brennendsten Probleme der Weltkirche.

Der Aufruf der Bischöfe: ein gellendes Alarmsignal aus einem Weltbereich, wo 46 Prozent der Erwachsenen Analphabeten sind und nur elf Prozent der zwanzig Millionen Schulkinder Religionsunterricht erhalten, wo für 11 000 Seelen nur ein einziger Priester zur Verfügung steht, der oft genug noch "Mädchen für alles" in seiner Gemeinde sein muß und dazu mit unvorstellbaren Entfernungen zu kämpfen hat, besonders in den Urwäldern. Was Wunder, wenn da nur 3,5 Prozent der Männer und 9,5 Prozent der Frauen ihren religiösen Pflichten nachkommen?

Der Priestermangel macht sich allenthalben bedrohlich bemerkbar. Gewiß, Belgien und Spanien entsenden Geistliche zu vorübergehender Hilfe. Abr damit ist das Brandproblem keineswegs zu lösen. Eine entscheidende Wendung könnte — abgesehen von den Selbsthilfebestrebungen der Bischöfe, die Glaubenserziehung durch Gruppen der "Bruderschaft von der christlichen Lehre" und durch Erwachsenenbildungskreise in den Gemeinden zu intensivieren — nur die Vermehrung der einheimischen Priesterberufe bringen. Wie aber sieht es da aus? Daß nur elf Prozent der Schulkinder Religionsunterricht erhalten, kommt nicht von ungefähr.

Die laizistischen Staatsschulen arbeiten mit antikirchlicher, wenn nicht gar antichristlicher Zielsetzung; sie üben entsprechenden Einfluß auf die Kinder aus. Sie fördern einen Geist, der jedem Priester strikt entgegen ist. Deshalb läßt sich eine Förderung des Priesternachwuchses nicht denken ohne die spürbare Vermehrung der katholischen Schulen aller Stufen, bis zur Universität hin.

An diesem Punkt vor allem enthüllt sich das Problem Lateinamerika als Problem der Weltkirche. Die süd- und mittelamerikanischen Bischöfe können es niemals allein bewältigen. Um so weniger, als sie ihre kärglichen Mittel weithin in caritative und soziale Hilfe stecken müssen.

Die Not, die in den lateinamerikanischen Ländern herrscht, kann sich der Europäer kaum vorstellen. Das Massenelend tritt immer erschreckender zutage. Schon jetzt hungert ein Drittel aller Lateinamerikaner. Die Hälfte hat kein Dach über dem Kopf und haust nur erbärmlich. Tuberculose und Aussatz wüten. Die südamerikanischen Großstädte sind umringt von Bastionen der Not. Hier keimen Seuchen, Kriminalität und Anschläge auf die Ordnung der Gemeinschaft. Die Landbevölkerung leidet unter immer neuen Naturkatastrophen: Überschwemmungen, Erdbeben, Heuschrekken- und Ameiseneinfälle zerstören die Ernten, vernichten die Heimstätten. In die Nordstaaten Brasiliens hat jahrelange Dürre den Hunger gebracht. Hunderttausende verlassen die Heimat und ziehen dem fruchtbaren Süden zu — soziales Strandgut, das der Kirche völlig zu entgleiten droht. Und im Hintergrund dieses tragischen Geschehens verzehrt sich der

Opfermut selbstloser Priester Ordensfrauen und Laien. Sie stemmen sich der Not entgegen, ohne durchgreifende Hilfe leisten zu können . . . Bischöfliche Hirtenbriefe appellieren an das Gewissen der Reichen. Caritative Gemeinschaften setzen sich ein. Aber was kann das gegen den Urstrom des Elends?

Dies aber ist nur das grauenhafte Bild der Not von heute. Was wird morgen sein, was übermorgen? Die Bevölkerung keines Erdteils wächst so schnell wie die Lateinamerikas. Aus 63 Millionen zur Jahrhundertwende sind 180 Millionen im Jahre 1950 geworden. Bei gleichbleibendem Wachstum rechnet man für den Anfang des nächsten Jahrtausends mit 592 Millionen Lateinamerikanern. Das wären mehr als alle Europäer einschließlich der Russen deren Zahl man für das Jahr 2000 mit 568 Millionen vorausberechnet.

Hinzu kommen die ungünstigen Austauschverhältnisse für lateinamerikanische Landwirtschaftprodukte und Rohstoffe auf dem Weltmarkt. Weiter die verheerenden Folgen eines überstürzten Industrialisierungsprozesses in vielen Ländern, der auf unvorbereitete Menschen trifft. Die Regierungen können versuchen, das, was da ist, schlecht und recht zu verteilen, mehr nicht. Die Produktivität ihrer Volkswirtschaften zu steigern, vermögen sie nicht. Und nur die könnte die dringend **notwendige Erhöhung des Lebensstandards** bringen. Lateinamerika — ein drängendes Problem wie Afrika. Es wäre ein Wunder, würde sich der Kommunismus nicht auch dort die Not zunutze machen. Schon ist er fest dabei. Die Kominform gibt 260 000 eingeschriebene KP-Mitglieder für die 20 lateinamerikanischen Republiken an. Die jüngsten Wahlen in Argentinien, Chile und Venezuela lassen den Schluß zu, daß dazu noch zehn Millionen Mitläufer zu rechnen sind. Die Anhänger der Kommu-

Der Neue

Von Herbert Erdmann

Eines Tages saß er auf dem lederüberzogenen Besuchersessel vor dem Zimmer des Personalchefs. Seine zukünftigen Kollegen marschierten vorüber; sie beachteten ihn kaum, verzogen aber trotzdem die Mundwinkel zu verächtlichen Grimassen und flüsterten: "Aha, der Neue!"

Um 10 Uhr kam der Personalchef. Er lächelte freundlich und sagte: "Aha, der Neue!"

Dann führte er ihn durch die vielen Büros, präsentierte ihn den überlegen und hämisch lächelnden Damen und Herren und sagte: "Hier zeige ich Ihnen Ihren neuen Mitarbeiter!"

Am nächsten Tag machte sich der neue Mitarbeiter allein auf den Weg durch die vielen Büros. Er wollte wissen und hatte viel zu fragen. Aber die grinsenden Gesichter waren plötzlich verschlossen; sie gaben sich geheimnisvoll und unnahbar.

Der neue Mitarbeiter fragte vergebens. "Wissen wir selbst nicht", antworteten seine Kollegen. "So etwas müßten Sie selbst wissen", brummte ein älterer Herr, der gerade seinen Totozettel bearbeitete. "Sagen Sie mir lieber, wer am Sonntag das Spiel neun gewinnt!"

"Ich weiß es nicht", antwortete der Neue. "Ich habe noch nie so ein Ding ausgefüllt."

"Ungebildet, völlig ungebildet!" flüsterten einige Damen im Hintergrund.

Auf dem Schreibtisch des Neuen stapelten sich die Akten. "Eine Kleinigkeit für Sie!" sagte der Personalchef aufmunternd. "Lassen Sie sich die erklärenden Vorgänge von Ihren Kollegen geben — und fragen Sie viel!"

Der Neue fragte. Und er versuchte, die erklärenden Vorgänge zu bekommen. Alle Versuche mißglückten.

"Nichts sagen, nichts sagen!" tuschelten seine Kollegen einander zu. "Wir haben unser Wissen auch selbständig erarbeiten müssen", raunte jemand. "Übrigens hatte ich gestern nur sieben Richtige. Ich werde wohl bis zur Pensionierung arbeiten müssen. Hartes Los!"

"Hartes Los!" wiederholte der Neue leise. Auf seinem Tisch wuchsen die Aktenberge.

Seine Kollegen kicherten. "Er taugt nichts", flüsterten sie. "Und er hat nicht verdient, daß wir ihm unser Wissen vermitteln."

Als die Schreibtischplatte des Neuen kaum noch die wachsende Aktenberge zu fassen vermochte, meldete sich der Personalchef.

"Es tut mir leid", sagte er. "Aber Sie haben Ihre Probezeit nicht bestanden. Am nächsten Letzten . . ."

Der Neue ging.

Neben dem Ausgang sprach ihn ein Mann an, der nun nicht sein Kollege geworden war. "Wollen Sie nicht endlich Ihren Einstand geben?" fragte er.

Natürlich ist die Geschichte erfunden. Die Wirklichkeit soll ganz anders aussehen. Sagt man. –

---

nisten finden sich nicht nur in den Gewerkschaften, sondern auch und gerade bei der Intelligenz: ein bedrohliches Zeichen.

Wohin steuert Lateinamerika? In eine Zukunft, über der das Friedenswort der Kirche steht, weil die Weltkirche den Verantwortlichen Lateinamerika auf die Seele gelegt und selber nach Kräften geholfen hat, seelsorglich und material? Oder in die Zukunft unter dem roten Stern, die Zukunft der Revolution und des Krieges. Die Antwort werden nicht zuletzt alle zu geben haben, die sich Christen nennen. Sie läßt sich keinesfalls unter Ausschluß der christlichen und der politischen Öffentlichkeit an grünen Tischen formulieren. –

Daheim zu sein

Die Abendwinde schweigen –
kein Blatt, kein Flügelschlag,
nichts rührt sich in den Zweigen.
Verklungen ist der Tag.

Kein Stampfen tönt vom Stalle.
Es schlafen Roß und Rind.
Des Hofes Tiere alle
zur Ruh gegangen sind.

Und in der Stube drinnen
lockt nun der Lampe Schein.
Was soll ich noch beginnen?
Kann einer mehr gewinnen
als dies: Daheim zu sein?

Willy Frey

Juedisches Vorbild

"In altjüdischen Häusern", so liest man bei Fr. W. Foerster, "verneigt sich der ins Zimmer Tretende zunächst vor den Gesetzestafeln: Möge in diesem Zimmer nichts geredet, getan, geplant werden, was im Widerspruch zu dem ewigen Gesetze steht."

Sollten wir uns nicht ebenso angewöhnen, uns stets bewußt zu machen, was die Kruzifixe, Madonnen und Heiligenbilder in unseren christlichen Häusern uns sagen? "Möge in diesem Zimmer nichts geredet, getan, geplant werden, was im Widerspruch zum Gesetze Christi steht . . ." Dann würde der Haussegen nicht nur an der Wand hängen, sondern als Segenskraft unter uns walten und uns insbesondere daran hindern, so gedankenlos und leichtfertig, als handele es sich um eine Nichtigkeit, das Hauptgebot des Herrn, die Liebe alltäglich zu malträtieren.

Foerster weiß des weiteren von einem jüdischen Arzt des Mittelalters zu berichten, der in seinem Morgengebet Gott bat: "Herr, laß mich dein gedenken bei jeder Wunde, die ich verbinde, laß mich von deinem Rate gesegnet sein bei jedem Rate, den ich erteile."

Welch ein Vorbild für jeden Christen auch, dies in einer Zeit, in der so viele gefährliche Wunden zu behandeln sind und es unzählige Menschen gibt, die nicht mehr aus und ein wissen und nichts so sehr bedürfen als des Rates Gottes. –

Peter Märgen

Kinder sind ein Rätsel vor Gott
und schwerer als alles zu lösen,
aber der Liebe gelingt's,
wenn sie sich selber bezwingt.

Hebbel

Ein Vater soll zu Gott
an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt
beim Kinde recht vertreten!

Rückert

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

9. Fortsetzung

Da senkte sich hie und da eine der schwarzen Hauben, und auf den Gesichtern der anderen las Hildegard Mutlosigkeit. Ich darf sie nicht ohne Trost entlassen, ging es der Meisterin durch den Sinn. Herrgott, lenke Du meine Worte!

"Dennoch, meine geliebten Töchter", begann sie abermals, "dürfen wir nicht verzagen. Draußen singen die Vögel Lieder der Hoffnung. Auch uns wird Gott nicht vergessen und uns Speise bereiten zur rechten Zeit! Sollte aber", der Meisterin Stimme bebte vor Schmerz, "sollte aber wirklich eine von euch unsere Dürftigkeit nicht mehr ertragen, so mag sie in Frieden von uns scheiden und sich ein von irdischen Gütern gesegnetes Heim wählen. Ich werde keine zurückhalten! Und nun geht mit Gott an eure Arbeit!"

Schweigend verließen die Nonnen den Kapitelsaal. Schweigend nahm man das Tagewerk auf. Der Unterricht der Kinder begann, Webstühle und Spinnräder rasselten, in Küche und Garten begann wieder das gewohnte Werk. Aber es war, als läge über dem Konvent eine Traurigkeit, die alles lähmte und nirgendwo die rechte Freude aufblühen ließ. Mitten im leuchtenden Frühlingstag hatte die Hoffnungslosigkeit ihren Einzug auf den Rupertsberg gehalten.

Über vier Monate waren sie jetzt schon hier. Mit Freude und Zuversicht hatte man das neue Heim bezogen. Aber seitdem war es auf dem Rupertsberg von Tag zu Tag armseliger geworden, und jetzt stand wahrhaftig die graue Not vor der Tür. Der Bäcker wollte nicht mehr borgen. Die Magd hatte schon dafür gesorgt, daß bald alle Klosterinsassen davon wußten. Überdies verlief sich allmählich das so notwendige Gesinde. Gestern hatte die Stallmagd ihre Sachen gepackt und den Rupertsberg verlassen. Der Großknecht ,hörte man, wolle heute sein Bündel schnüren. Dann mußten die adeligen Nonnen gar selber in Stall und Feld an die Arbeit gehen.

"Wir werden schon noch damit fertig werden", meinte Hiltrud mutig, und Adelheid von Somerschenburg stimmte ihr tapfer zu. Aber es gab andere Nonnen, die gar nicht daran zu denken wagten, daß sie niedriger Mägde Arbeit tun sollten.

Tief bekümmert saß Hildegard wieder in ihrer Zelle und begann aufs neue zu zählen und zu rechnen, als das Pfortenglöcklein in ihre Stille klang.

"Vielleicht schickt Gott uns Hilfe", seufzte die Meisterin und wandte sich abermals ihrer Arbeit zu. Aber von neuem läutete das Glöcklein, rief kurz darauf zum dritten Mal. Da erhob sich die Meisterin und ging zum Tor. Das war nicht die Hilfe, die vor der Pforte stand. Das Elend hob die Hände auf, dort zu betteln, wo selber die Armut daheim war. Eine Frau mit ausgezehrtem, halbverhungertem Gesicht, an deren zerlumptes Gewand zwei ebenso armselige Kinder sich klammerten, bat um der Barmherzigkeit Gottes willen um ein Stück Brot.

"Meine Kinder haben heute noch keinen Bissen zu essen gehabt", jammerte sie. "Habt Mitleid mit uns, edle Frau, und weist uns nicht ab!"

Das war ja Hunger! Ja, Hunger ging um im deutschen Land. Schlecht war die Ernte, die der letzte Herbst gebracht hatte, und noch hatte der Frühling seine ersten Gaben nicht beschert. Allenthalben tat man, was nur möglich war, die Not zu lindern. Auch diese Frau hätte Hildegard nach Bingen verweisen können, wo man gewiß auch ihr nach Kräften geholfen hätte. Einen Augenblick dachte sie wirklich daran. Als sie aber die hungernden Augen und die abgezehrten Hände der Kinder sah, die sich ihr hoffend entgegenstreckten, dachte sie, ihre Kinder seien ja heute schon einmal satt geworden, also hätten die an der Pforte jetzt den ersten Anspruch.

Da ging Hildegard, holte aus der Vorratskammer das letzte Brot, das noch im Hause war, und gab es der armen Frau.

"Vergelt es Euch Gott im Himmel", war der Dank, den sie erhielt. Gerade in diesem Augenblick kam die Nonne herzu, die den Pfortendienst hatte, und sah mit erschrokkenen Augen, was die Meisterin tat. Wenig später schon ward es im ganzen Kloster bekannt:

"Die Meisterin hat das letzte Brot verschenkt! Was soll nun werden?"

Jutta kam händeringend in die Zelle der Magistra und berichtete, es sei bei einigen der Mitschwestern heller Unwille ausgebrochen. Sie begehrten, sofort vor sie geführt zu werden.

"Laß sie eintreten!" befahl Hildegard.

"Ihr kommt, mich zur Rechenschaft zu ziehen für ein Werk der Liebe", sagte die Meisterin ruhig, als sie die sechs Nonnen vor sich sah, die ihrer Empörung Ausdruck geben wollten. "Ist das so?"

"Es war nicht ein Werk der Liebe, sondern eine Tat des Wahnsinns, das letzte Brot im Hause zu verschenken", kam die Antwort.

"So will ich lieber in euren Augen eine Törin als eine Weise sein", erwiderte Hildegard mit Festigkeit. Eine Weile schwieg sie, dann sprach sie weiter, leise und um Verständnis flehend: "Begreift ihr denn nicht ,daß ich nicht anders handeln konnte? Ein Kloster, das die Werke der Liebe nicht mehr übt, hat aufgehört, ein Kloster zu sein. Und wißt ihr denn nicht, daß in den Armen der Herr selber vor uns steht? Seinen Blick sah ich in den Augen der hungernden Kinder, Seine Hände waren es, die sich mir entgegenstreckten. Konnte ich Ihn ungespeist vorübergehen lassen? Wie soll Er uns helfen, wenn wir

uns Seiner in den Notleidenden nicht erbarmen?"

Die Nonnen schauten zu Boden, verharrten im Schweigen. Hildegard wußte, daß sie sie nicht überzeugt hatte.

"Es ist nicht unsertwegen, sondern wegen der Kinder", sagte schließlich eine von ihnen. Aber eine andere begehrte auf:

"Nein, es ist auch unsertwegen, daß wir hier stehen. Das Gesinde verläßt, wie wir hören, den Rupertsberg, und wir sind nicht gesonnen, die Arbeit von Knechten und Mägden zu tun."

"Der Herr hat sich nicht gescheut, unser aller Knecht zu werden", antwortete die Meisterin leise. Dann aber straffte sich plötzlich ihre im Sessel zusammengesunkene Gestalt. Fest blickte sie die Sprecherin an und sagte: "Habt doch den Mut, mir zu sagen, was ihr wollt! Wer von Euch dies Kloster verlassen will, mag es in Frieden tun. Ich erwarte heute noch darüber endgültige Antwort. Ich weiß, daß man euch im Frauenkloster zu Sponheim und anderswo gerne aufnehmen wird. Und nun geht, ich habe noch zu arbeiten."

Vier der Nonnen verließen an diesem Tag noch den Rupertsberg. Die zwei anderen baten Hildegard unter Tränen um Verzeihung.

Die Stallmagt, die das wenige Vieh versorgte, hatte mittag über den Klosterhof ging, kam Hiltrud am Nachmittag über den Klosterhof ging, kam Hiltrud von Sponheim gerade mit einem Eimer frischschäumender Milch aus dem Stall.

"Ein Glück. daß ich daheim der Kuhmagd das Melken abgeschaut habe", sagte sie und lachte über das ganze Gesicht. "Nun werden wir doch noch einen guten Brei für unsere Kinder haben, wenn auch das Brot fehlt. Die Grütze heute mittag war allerdings wässerig genug!"

"Das lohne dir Gott, Hiltrud!" antwortete Hildegard, und es war ihr, als hätte sie lange nichts mehr so getröstet wie dieses Bild.

Aber die größte Überraschung, die ihr heftigen Schmerz verursachen sollte, stand ihr erst bevor. Richardis erschien in der Zelle der Meisterin und zeigte ihr schweigend einen Brief ihres Bruders, des Erzbischofs Hartwig von Bremen, der sie dringend aufforderte, im Kloster zu Hildesheim das Amt der Äbtissin anzunehmen.

Lange schaute Hildegard fassungslos auf das Papier, und ihre Hand, die es hielt, begann zu zittern.

"Und ist das dein Wunsch, dieser Aufforderung zu folgen?" fragte sie, sich mit Mühe zur Ruhe zwingend.

"Es ist mein fester Wille", erwiderte Richardis. Da richtete Hildegard sich hoch auf und rief mit bebender Stimme:

"Aber es ist Gotes Wille nicht! Und darum ist es auch nicht der meine! Ich weigere dir die Erlaubnis!"

Da brach plötzlich der alte Sachsenstolz in der Markgräfin auf, und in jähem Zorn antwortete sie:

"Dann werde ich ohne Erlaubnis gehen. Ihr dürft mich nicht hindern!"

Als Richardis die Türe hinter sich geschlossen hatte, sank Hildegard wie vernichtet in ihrem Sessel zusammen. Sie fühlte einen Schmerz ohnegleichen. Hatte sie nicht Richardis vor allen wie ihre Tochter geliebt? Hatte sie nicht gerade ihr am meisten vertraut, sie für die unter den Mitschwestern gehalten, die ihr Herz am innigsten verstand? Nun ging sie fort um eitler Ehrsucht willen! Hildegard fühlte sich trostlos wie nie zuvor. Stumm starrte sie vor sich hin. Ihre Augen aber hatten keine Tränen.

Stunden mochten vergangen sein, als die Pfortenschwester sie aus ihrem dumpfen Sinnen mit der Meldung aufschreckte, der Bäcker stehe draußen, sein Geld zu holen. Hildegard mußte sich Mühe geben, den Sinn der Worte zu fassen.

Also wieder neuer Kummer und neue Verdemütigung! In Gottes Namen!

Es war gar nicht so leicht, den aufgeregten Bäcker zu besänftigen, der schließlich auch nicht mehr wollte als sein gutes Recht.

"Habt nur noch ein paar Tage Geduld", bat die Meisterin. "Ich will sehen, daß ich Euch bis dahin das Geld verschaffe!"

"Ja freilich, Geduld! Das hör ich jetzt immer wieder!" begehrte der Bäcker auf. Dann wies er vor Erregung zitternd zum Bauplatz hinüber, von dem her lauter Hammerschlag hallte. "Aber bauen, das könnt Ihr! Ein Narr, wer baut und kein Geld hat."

"Ihr seid nicht der erste, der mich heute närrisch schilt", antwortete Hildegard geduldig. "Aber der Gottesbau darf nicht zum Stillstand kommen. Gott will ,daß wir bauen!"

"Gott will, daß Ihr zahlt!" ereiferte sich der Meister.

"Freilich, und darum wird er sorgen, daß wir dazu imstande sein werden", erwiderte die Meisterin müde. Sie wollte dann noch der Kinder wegen den Bäcker um weitere Brotlieferung bitten, wurde aber plötzlich von einer mächtigen Stimme unterbrochen.

"Was will denn der Pfeffersack hier?" rief es in dröhnendem Baß, und als der Bäcker erschrocken herumfuhr, sah er den Pfalzgrafen Hermann von Stahleck, der sich soeben vom Pferde schwang. "Hab deiner Litanei schon eine ganze Weile zugehört", donnerte es weiter. "Willst wohl die armen Nonnen hier bei lebendigem Leibe verhungern lassen, nur der paar Pfennige wegen, die sie dir schulden? He, schau dich mal um! Da unten fließt der Rhein! Siehst du ihn?"

Stumm nickte der Bäcker.

"Und siehst du den Turm, der da im Wasser steht?" Wieder nickte der Meister.

"Da hat einmal ein alter Geizkragen drin gewohnt, der den Armen kein Brot geben wollte. Den haben ständig ein Dutzend Mäuse in die Waden gezwickt, und schließlich hat er vor ihnen Reißaus genommen und hat den Turm da bezogen, weil er glaubte, dort vor den Nagetierchen Ruhe zu haben. Aber die sind durchs Wasser geschwommen und haben ihn bei lebendigem Leib aufgefressen! Gib acht, daß es dir nicht ergeht wie dem Mann im Mäuseturm!"

"Ja, hoher Herr!" stotterte der Bäcker erschrocken.

"Ihr aber", wandte sich der Graf nun an die Meisterin, "habt Ihr denn keinen Reitknecht im Kloster, den Ihr zur Burg Stahleck hättet schicken können? Habe ich Euch denn schon jemals im Stich gelassen? Ich habe heute noch zu meiner Frau Gertrud gesagt. ich muß doch mal wieder nach den Nonnen auf den Rupertsberg schauen ,sonst verhungern sie mir noch bei den schlechten Zeiten! Da komme ich nun gerade dazu, wie Euch der Pfeffersack den Hals zudrücken will!" Schnaubend schaute Hermann den armen Bäcker an, der keinen größeren Wunsch hatte, als vor diesem Blick in die Erde zu versinken.

"Herr Graf, er hat nur sein Recht verlangt", suchte Hildegard den Empörten zu beruhigen. Aber der Pfalzgraf ließ sich die geschuldete Summe nennen, warf dem Bäcker ein paar Münzen zu und rief:

“Hinfürder wirst du sämtliche Brotrechnungen für das Kloster auf der Burg Stahleck vorlegen, verstanden, Halunke?”

“Ja hoher Herr!” stotterte der Meister, stammelte noch eine Entschuldigung von schlechten Zeiten und hohen Kornpreisen und trollte sich von dannen.

Graf Hermann aber schickte noch einen ellenlangen Fluch hinter ihm her.

“Da bin ich geradzu als rettender Engel hier erschienen”, lachte er dann dröhnend.

“Freilich, nur seid Ihr der erste Engel, den ich so lästerlich fluchen höre”, tadelte Hildegard. Da schlug sich der Pfalzgraf auf den Mund, verschluckte einen neuen Fluch, den er aus Zerknirschung über den ersten heraussprudeln wollte, empfahl der Meisterin noch einmal dringend, sich in allen Anliegen vertrauensvoll an ihn zu wenden, und ritt, nachdem er ihr noch einen Beutel voll Goldmünzen zugesteckt hatte, davon.

“Vielleicht braucht meine arme Seele nicht so lange für ihre tausend Sünden zu schmoren, wenn ich Euch ein wenig vor dem Verhungern bewahre! Hol’s der Henker!” schmetterte er noch zur Pforte hinüber, dann gab er dem Roß die Sporen und war einen Augenblick später schon wieder im Tal.

“Er ist zu uns wie ein Vater”, dachte Hildegard, als sie ihm nachschaute. “Und doch glaub ich, wird ihm sein jähes Blut noch manches Leid zufügen.”

So hatte Gott sich der Not der armen Töchter auf dem Rupertsberg im letzten Augenblick noch erbarmt und ihnen tausendfach wiederzugewendet, was die Meisterin am Morgen den Armen geschenkt hatte. Ist nicht oft höchste Weisheit, was vor den Menschen als Torheit erscheint?

Als die Schwestern am Abend die Kompletpsalmen sangen, fehlten fünf Nonnen im Chor. Richardis und die übriübrigen Nonnen hatten das Kloster verlassen. Hildegard fühlte sich trotz der Hilfe, die ihr Graf Hermann gebracht hatte, unsagbar elend und trostlos. “Wie wenig schauen wir doch in die Herzen der Menschen”, dachte sie. Dann aber empfahl sie ihr Leid und ihre Sorgen in Gottes Hände.

*

Unr Sorgen und großen Kummer brachte der neue Tag. Ein Bote vom Disibodenberg kam, der den Mönch Volmar vom Rupertsberg abberief. Immer noch nicht hatte man dort den Ärger über den Fortzug der Nonnen überwunden, und es war schon ein Stück recht unfrommer Vergeltungssucht, daß man nun den Mönch wegholte, der Hildegard bei ihrer Arbeit so notwendig war. Mit dem ersten Tag des neuen Monats habe Volmar in das Mönchskloster zurückzukehren. Das war nun freilich ganz gegen die vom Erzbischof aufgestellten Grundsätze, nach denen die Nonnen das Recht hatten, sich einen Geistlichen als Propst für ihr Kloster auszuwählen .

Hildegard wußte, daß sie jetzt handeln mußte. Dennoch scheute sie davor zurück, auf dem Disibodenberg ihr Recht zu fordern. Da geschah das, was sich immer ereignete, wenn sie zögerte, den Willen Gottes zu erfüllen. Sie wurde schwer krank. Unsagbare Schmerzen folterten Leib und Seele. Am letzten Tag im Mai aber ließ sie sich, unfähig fast ein Glied zu regen, in die Kirche tragen. Dort gelobte sie, überallhin zu gehen, wohin Gottes Wille sie sende. Sie ließ ein Pferd satteln, stieg mit Hilfe der Schwestern auf und ritt den Klosterhügel hinan. Kaum aber hatte sie eine kurze Strecke des Weges zurückgelegt, als sie fühlte wie ihre Kraft wiederkam. Nicht viel später stand sie vor Abt Kuno und seinen Mönchen.

Unheimlich still ward es im Kapitelsaal. Dann begann die Meisterin zu sprechen, leise zuerst, flehend, wie eine Schutzsuchende bittend. Von den vielen friedvollen Jahren sprach sie, in denen sie mit ihren Schwestern die Freundschaft der Mönche vom heiligen Disibod erfahren habe. Von der Meisterin Jutta sprach sie, die sie hier schweren Herzens zurückgelassen hätten und deren Grab nun von den Söhnen Sankt Benedikts betreut würde. Ihr Blick begann zu glühen und zu lodern. Hart und scharf wurden ihre Worte, die wie Hämmer zuzuschlagen begannen. Nein, sie kam nicht als Bittende und Schutzflehende. Sie kam als eine, die im Namen Gottes ihr Recht forderte.

“Die Güter, welche die Töchter und ich mit ins Kloster gebracht haben”, rief sie, dem Abt zugewandt, “gehören weder Euch noch Euren Brüdern. Wenn Ihr aber in Eurer Erbitterung und Eurem Widerstand gegen uns verharrt, so macht Ihr es nicht anders als die Amalekiter und Antiochus,, von denen geschrieben steht, daß sie den Tempel des Herrn beraubten. Und wenn einige von Euch den unwürdigen Vorschlag machen, uns um unsere Güter zu bringen, dann sagt das helleuchtende Licht, daß Ihr wie Diebe und Räuber handelt. Wenn Ihr uns aber gar unseren Propst und Seelsorger nehmen wollt, so gleicht Ihr den Söhnen Belials und besitzt keinen Funken von Rechtsgefühl. Dann aber wird das Strafgericht Gottes über Euch kommen und Euch vernichten.”

Lange schon hatte Hidegard geendet. Aber immer noch schwiegen die Mönche. Sie wagten ihre Augen nicht zu der gewaltigen Seherin zu erheben, die da bleichen Angesichts, aber mit überirdisch leuchtendem Blick vor ihnen stand. Schließlich erklärte der Abt mit wenigen Worten, den Forderungen entsprechen zu wollen. Der Mönch Volmar solle auch fürderhin als Propst auf dem Rupertsberg bleiben und das Eigentum der Nonnen werde ungeschmälert herausgegeben werden. Zum Beweis seiner ehrlichen Absicht überreichte er der Meisterin das Güterbuch der Jungfrauenklause.

Unter dem Geleit des Abtes und der Mönche verließ Hildegard den Disibodenberg und ritt heim, während ihre Seele das Magnifikat sang.

*

In Frieden vergingen nun die Tage.

Der Klosterbau auf dem Rupertsberg ward mehr und mehr vollendet. Große Wirtschaftsräume entstanden, Keller und Stallungen, Scheunen und Schuppen, Backhäuser, Werkstätten und Waschküchen. Im Garten wurden Obstbäume gepflanzt und große Beete mit Gemüse und Heilkräutern angelegt. Auch mit dem Neubau eines würdigen Gotteshauses begann man. Die Armut fand ein Ende; denn immer mehr adelige Gönner förderten das Werk der heiligmäßigen Ordensfrau, und neue Oblatinnen kamen, die reiche Güter mitbrachten.

Hildegard war überall. Sie, deren ganzes Herz Gott allein zustrebte, kümmerte sich um der Liebe willen nun um alles und jedes im Kloster. Sie ging in die Ställe und sah zu, ob das Vieh rein und trocken stand und sein rechtes Futter bekam. Sie kümmerte sich um die Arbeit an Webstuhl und Spinnrad, auf Acker und Feld. Sie sorgte dafür, daß auf den Weinbergen guter Frankenwein angepflanzt wurde. Selbst den Dienst an der Pforte übernahm sie immer wieder, damit nur kein Armer und Siecher ungetröstet weiterzöge.

Freilich wurde ihr oft das Herz schwer, wenn sie daran dachte, wie wenig Zeit ihr jetzt mehr für das eigentliche große Werk blieb, das Gott ihr aufgetragen hatte. Seit Jahren schon ruhte das Buch "Sci vias". Auf dem Rupertsberg war keines ihrer Gesichte mehr aufgezeichnet worden. Wenn sie spürte, wie Gottes Wille sie zur Fortsetzung des heiligen Werkes mahnte, suchte sie sich stets mit den drängenden Arbeiten zu entschuldigen, die ihr die Leitung des so schnell wachsenden Klosters auferlegte. Da schlug abermals die Hand Gottes seine säumige Dienerin. Dreißig Tage hindurch ward sie von schweren Leiden gequält. Kein Glied war an ihr, das sie nicht schmerzte, keine Ader, die nicht von Feuer zermartert war. Am Ende der dreißig Tage aber sah sie in einem wundersamen Gesicht unzählige Engel niederschweben. Ein Glanz ohnegleichen erfüllte ihre Seele, und eine mächtige Stimme rief:

"Warum säumst du, Adler, im hohen Flug, den Gott dir gezeichnet? Erhebe dich und flieg in die Sonne! Entzünde beim Urlicht dein Licht, damit es die Welt erleuchte!" Und aller Engel Chor hob an zu singen:

"Steh auf und vernimm die Botschaft der Freude!"

Dann versank die Erscheinung. Hildegard aber ließ die Nonne Hiltrud an ihr Lager rufen und begann, weiter das herrliche Buch ihrer Gesichte zu diktieren.

Volle Genesung ward ihr an diesem Tage gegeben. In ihrer Seele aber war Jubel ohne Ende.

Müde legte Hiltrud die Feder bei Seite und ordnete die Papiere, die sie mit den heiligen Aufzeichnungen gefüllt hatte. In der Meisterin aber formte sich das Glück dieser Stunde zu einem wundersamen Lied. Wieder schaute ihre Seele die unsagbare Herrlichkeit der lichten Gottesgeister, die ihr nach so viel Leid unaussprechliche Seligkeit vom Himmel gebracht.

"Gib mir die Harfe!" bat Hildegard mit leuchtendem Blick. Lange ließ sie allen Jubel des Herzens in wundersamen Klängen verströmen. Ein Lied klang auf, das keine Worte hatte. Dann erst suchten die Lippen all den hohen Jubel nachzustammeln.

"Ich bitte dich, Hiltrud, schreibe!" sagte sie leise. Und während ihre Hände immer wieder in die silbernen Saiten griffen, sprach sie, mehr singend als sagend, den herrlichen Lobpreis der himmlischen Chöre:

Fürsten der Ehre, lebendiges Licht!
Heilige Engel!
Tiefgeneigt vor der Gottheit,
Schaut im Geheimnisdunkel der Kreatur
Ihr die göttlichen Augen,
Lodernd in Sehnsuchtsgluten,
Weil nimmer ihr euch ersättigen könnt
Der heiligen Fülle.

Leuchtend von Freude ist eure Schönheit,
Die ihr bewahrtet,
Da sich vermaß der verblendete Lichtfürst,
Über die ewigen Zinnen zu steigen,
Und in aller Tiefen Tiefe versank!

Euch aber, des Höchsten geschliffene Schwerter,
Blitzendes Werkzeug zu Luzifers Fall,
Euch, ihr Engel, aussandte der Herr,
In Demut zu dienen uns Menschen,
Die Seiner Allmacht Finger erschuf.

Aus klang das herrliche Lied. Lange aber noch sangen die Saiten der Harfe und mischten den heiligen Jubel in der Glocken Ton, der Gottes Segen auf den Abend herniederrief.

Das Hohelied der Gnade.

So kehrten sie heim. Von hundert kaum zehn! Müde war ihr Schritt, verstört ihr Blick, fahl und hager die Züge. Wer sie fragte, erhielt karge Antwort. Sie hatten das Sprechen verlernt.

Sie kehrten heim, gramvoll und düster, die vor drei Jahren unter den wehenden Kreuzfahnen ausgezogen waren zu heiligem Streit. An ihren Wegen standen Frauen und Kinder, starrten den Rückkehrenden ins Antlitz, Gatten und Vater zu finden. Tausendmal schrie ihre Angst die gleiche Frage, den gleichen Namen! Tausendmal war ein müdes Kopfschütteln, ein Achselzucken die einzige Erwiderung. Wenn dann wirklich die Antwort kam, war sie immer gleich: "Verhungert, verdurstet, erschlagen!"

Totenglocken läuteten und schrien ihr Leid zum Himmel. Gebete stiegen mit ihnen auf, dazwischen aber hallten Anklagen, Flüche, Lästerungen:

"Gott, warum hast Du das Heer, das unter Deinem Zeichen ritt, umkommen lassen? Den Heiden gabst Du den Sieg, den Christen Untergang. Warum?"

Auch auf dem Rupertsberg wanderte die Not. Gegen die Klosterpforte hämmerte die gleiche Frage:

"Sag uns, du Gottesseherin, die du der Himmel Geheimnisse kennst, warum geschah uns so? Warum kehrten sie nicht heim? Warum wurden wir Witwen und Waisen?"

Dann hob Hildegard müde das Haupt, schaute die Fragenden an und sagte:

"Auch meine Brüder sind nicht heimgekehrt. Sie sind am Ziel!"

"Am Ziel?"

"Ja, am Ziel, in Gottes ewigem Land! Tröstet euch! Gottes Liebe nahm sie in Frieden auf."

Dann senkten sie den Blick und stiegen wieder ins Tal. Aber die Wunden in ihren Seelen bluteten dennoch.

Fiedler und Vaganten zogen durchs Land in bunten Gewändern. Sie sangen den Leidbeladenen das Evangelium heidnischer Lebensfreude. Sie sangen von Trunk und Spiel und Sinnenlust. Sie lehrten Gott und das Leid vergessen und den lichtsuchenden Blick den glitzernden Erdendingen zuzuwenden.

Aber in finsterem Kleid wanderten andere durch die deutschen Gauen, Prediger düsterer Buße, die Gottes Schöpfung als Satanswerk erkärten. Alles, was leuchtet, löschten sie aus. Keine Kerze duldeten sie an den Altären, kein heiliges Bild. In den Kellern und Höhlen nur glaubten sie Gott recht zu dienen. Katharer, das heißt die Reinen, die Vollkommenen, nannten sie sich.

In diesen Tagen diktierte Hildegard die letzten Gesichte ihres Buches "Sci vias". Weit wurde ihr Blick. Die graue Not der Gegenwart ist ihr nur ein Vorhang, der sich vor ihr auftut ,um den Blick in die letzte große Not aller Erdentage freizugeben. Jahrhunderte und Jahrtausende steigen vor der Prophetin auf. Im Bild von Tieren sieht sie fünf große Zeiträume:

"Darauf schaute ich nach Nordosten, und siehe, da standen fünf wilde Tiere. Eines von ihnen sah aus wie ein Hund, der feurig glühte ,aber nicht brannte, eines wie ein Löwe von gelber Farbe, ein anderes wie ein

fahles Pferd, das nächste wie ein schwarzes Schwein und endlich noch eines wie ein grauer Wolf . . ."

Der schreibenden Nonne friert das Blut in den Adern. Die Seherin aber starrt in die grauen Nebel, die durch das Rheintal schleichen. In ihren Augen liegt das Entsetzen. Sie sieht den letzten Fürsten dieser Welt, die Fratze Gottes, Luzifers letzten Gesandten, den Antichrist.

Langsam bröckeln die Worte über ihre Lippen:

"Er ist die schlimmste Bestie. Die Menschen, die ihn nicht anerkennen, tötet er. Könige, Herzöge, Fürsten und Reiche wird er sich verbinden, die Demut unterdrücken, den Stolz erheben und sich den Erdkreis mit Teufelslist unterwerfen. Alles nämlich, was der Sohn der Bosheit tut, vollbringt er mit Gewalt, Stolz und Grausamkeit. Barmherzigkeit, Demut und Treue kennt er nicht, sondern mit Befehlen und barschem Auftreten fährt er die Menschen an, daß sie ihm folgen sollen. Viele Anhänger gewinnt er, indem er sie auffordert, frei nach ihren Gelüsten zu handeln. Nicht mit Wachen und Fasten, sagt er, sollen sie sich Gewalt antun, sondern nur ihren Gott sollen sie lieben, als den er sich selber hinstellt . . ."

Durch die Nebel läuten die Totenglocken. Elend zieht durchs Land. Ihm zur Seite klimpert der Spielmann sein heidnisches Lied, und der hohläugige Ketzer predigt Verzweiflung. Hildegard aber hört die Posaunen des letzten Tages und schließt ihre Vision der Zeiten:

"Bereitet euch, ihr Menschen, zum Gericht!"

Vor der Klosterpforte vom Rupertsberg weint ein Kind. Da lauscht Hildegard auf.

"Für heute ist's genug", sagt sie. "Wir schreiben morgen weiter." Dann erhebt sie sich eilig, geht zum Tor und schließt ein hungerndes Kind in ihre Arme.

*

Im Kloster von Clairvaux kniet Abt Bernhard auf dem harten Betschemel seiner Zelle. Durch das offene Fenster drängen Fliederbüsche ihre schimmernden Blüten. Frühling zog ein in das "helle Tal". Bernhard aber hält die Hände vors Gesicht geschlagen. Er sieht nicht die leuchtenden Farben, er hört nicht der Vögel Lied. Was er sieht, ist Grauen. Er sieht die endlose Schar der toten Reiter, denen er das Kreuz auf den Mantel geheftet. Er hört die Flüche der Mütter, das Weinen der Kinder, die von ihm den Gatten und Vater fordern. Er hört das Hohngeschrei der Hölle über den Kreuzzug, der ins Verderben ging.

Gram zehrt an seinem Herzen. Müde ist er, zu Tode müde. Schwer wird ihm das Beten. Die Worte wollen nicht über seine Lippen, nur ein Stöhnen entringt sich seiner Brust.

Bernhard, Bernhard, was hast du getan? Welch ein Unheil hat dein Wort gesät, wieviel Blut und Tränen? Die da leben verfluchen dich, und die Toten stehen auf und klagen dich an.

"Herr, nimm mich von dieser Erde!" stöhnt der Einsame. "Du nahmst mir die Kraft zu leben!" Dann aber ist es ihm wieder, als dürfe er noch nicht sterben, als müsse er noch einmal, ein letztes Mal durch die Länder pilgern, zu mahnen, zu wecken und zu trösten. Schreit nicht die Not der Menschen nach dem Gesandten, der alles Leid zu deuten weiß? Sind sie nicht in allem Elend in Gefahr ihre Seele zu verlieren in diesen Tagen, da Verführung und Verblendung durch die Lande ziehen? Wo bleibst du, Prophet Gottes? Warum schweigt dein Mund? Warum ruft das Elend vergebens nach Trost? Warum, Kreuzprediger Gottes, predigst du nicht das heilende, rettende Kreuz gegen Verzweiflung, Sünde und Untergang?

Doch er ist müde! Die Glut der erschreckenden Worte ist erloschen. Der Rufer zum Streit vermag nimmer zu trösten!

Draußen verdämmert der Tag. Ein dienender Bruder tritt in die Abtszelle, stellt ein Licht auf den Tisch, schließt das Fenster und verläßt leise, wie er gekommen, wieder das Gemach.

Da steht Abt Bernhard auf, entnimmt aus einer Lade einen Packen Pergamentblätter.

"Sci vias! Wisse die Wege!" murmelt er vor sich hin. Dann beginnt er zu lesen. Als er das letzte Blatt aus den Händen sinken läßt, tritt ein Bruder in die Zelle, öffnet den Fensterladen, verlöscht das Licht. Der helle Morgen leuchtet herein.

"Es ist Tag", sagt der Bruder.

Da hebt Abt Bernhard das Haupt, schaut lange in den jungen Glanz, der durchs Fenster bricht.

"Ja, es ist Tag!" wiederholt er jetzt langsam. Der Bruder verläßt unhörbar das Gemach. "Es ist Tag, ein neuer Tag", sinnt der Abt. "Der neue Tag aber braucht nicht mehr des Kreuzrufers Stimme. Der neue Tag verlangt nach einer anderen Stimme, nach der Stimme der mütterlichen Frau."

Die welke Hand greift zitternd nach einer kleinen Schelle.

"Der Schreiber möge kommen", gebietet er dem eintretenden Bruder.

Wenige Augenblicke später diktiert Abt Bernhard dem schreibenden Mönch:

"An die in Gott geliebte Frau Hildegard, Äbtissin des Klosters vom heiligen Rupertus . . ."

Erwartungsvoll harrt der Schreiber des weiteren Diktates. Der Abt schaut schweigend in den aufsteigenden Frühlingstag, als hätte er mit einemmal ganz vergessen, daß er einen Brief schreiben lassen wollte. Wiederholt schon hat der Mönch aufs neue die Feder eingetaucht, weil die Tinte vertrocknet war. Aber immer noch schweigt der Abt. Der Mönch wagt, durch ein Räuspern zu mahnen. Da steht der Abt auf und sagt:

"Es ist gut, mein Sohn, du kannst gehn. Ich schreibe den Brief nicht."

Verwundert verläßt der Schreiber die Zelle. Abt Bernhard aber spricht leise vor sich hin:

"Wen Gott senden will, den sendet Er. Da bedarf es menschlicher Mahnung nicht."

Lange noch schaut er dann in den blühenden Garten. Irgendwo steigt eine Lerche singend in den leuchtenden Himmel.

*

"Wir wollen weiterschreiben", sagt in gleicher Stunde dieÄbtissin Hildegard — vor kurzem nämlich ward der Rupertsberg zur Abtei erhoben. Geduldig setzt Hiltrud sich nieder, bereitet die Feder.

"Was folgt denn noch? fragt sie und schaut die Äbtissin erstaunt an. "Ist nicht die Vision des Gerichtes und der Verklärung der Welt das letzte?"

"Nein, es ist nicht das letzte", antwortete Hildegard.

"Was aber ist das letzte?"

"Das letzte ist das Hohe Lied der Gnade!" erwiderte die Seherin. "So schreibe denn:

"Und ich hörte eine Stimme aus der lichtdurchstrahlten Luft. Sie sprach zu mir:

'Lobgesänge gebühren dem hehren Schöpfer mit unermüdlicher Stimme des Herzens und des Mundes; denn nicht nur die Stehenden und Aufrechten, sondern auch die Fallenden und Gebeugten führt Er durch Seine Gnade zu den himmlischen Thronen' . . ."

Der schreibenden Hiltrud ist es, als hörte sie das Aufrauschen unzähliger Harfen. Unsagbarer Jubel tönt aus den Worten der Äbtissin. In alle Himmel aufschwingt sich ihr Lied. Nein, das ist nicht eines Menschen Lied, das ist aller Welten und aller Engel ewiges Jauchzen, der unendliche Jubelhymnus vor dem Tron aller Gnaden!

"Lobet Ihn im Schall der Posaunen, lobet Ihn mit Harfenklang und Zitherspiel! Lobet Ihn mit Pauke und Reigen, lobet Ihn mit Saitenspiel und Flöte! Lobet Ihn mit klingenden Zimbeln, lobet Ihn mit Zymbeln des Jubels: Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!"

Und mit fliegender Feder schreibt Hildegard den Ausklang des Buches "Sci vias":

"Wer Ohren hat, mit inneren Sinnen zu hören, der dürste in der brennenden Liebe zu meinem Licht nach diesen meinen Worten und schreibe sie im Wissen seiner Seele nieder!"

Leise erhebt sich die Äbtissin, tritt ans Fenster und schaut zu dem leuchtenden Strom hinab.

"Komm zu mir, Hiltrud!" sagte sie dann. "Siehst du die leuchtenden Segel auf dem Rhein? Morgen fahren wir beide auf einem solchen Schiff den Strom hinauf."

"Wir beide, Frau Äbtissin?" stammelte die Nonne fassungslos.

"'Ihr sollt mich nicht Äbtissin heißen, sondern Mutter!" antwortete Hildegard. Dann nickt sie still vor sich hin. "Ja, wir werden fahren! Die Menschen warten auf das Wort der Gnade! Mich aber sendet Er, es ihnen kundzutun! Es geschehe Sein Wille!"

Mainfahrt.

Silberne Furche pflügt der Kiel in den leuchtenden Strom. Hell glänzt das weiße Segel, leicht vom Winde gebläht. Im Takt gehen die Ruder und lassen bei jedem Schlag tausend goldene Perlen aus dem Wasser sprühen. An den Ufern neigen sich die Apfelbäume und spiegeln ihre Blütenbüsche in der funkelnden Flut. In zartem Grün schimmern die Höhen, auf denen der blühende Wein in Stufen ansteigt, bis seine letzten Ranken in dem Golddunst verschwinden, der über allen Bergen liegt. Weiße Vögel schwirren über die Wellen, tauchen zu ihnen hinab, schießen wieder empor, und ihr Gefieder blitzt hell im Strahl der Sonne. Lerchen steigen auf und tragen ihr Lied in den Himmel.

Die Äbtissin vom Rupertsberg steht mit der Nonne Hiltrud bei dem hellen Segel.

"Wie schön ist die Welt", sagt Hiltrud, und ihre Augen glänzen im Widerschein all der Pracht. "Himmel und Erde sind eins im Rheintal!"

"Wir schauen wie in leuchtende Spiegel", antwortete die Äbtissin. "Alles Iridische ist nur Gleichnis der ewigen Fülle, aller Erdenglanz nur der Schatten des lebendigen Lichtes." Eine Weile schaut Hildegard schweigend in das goldene Tal und den schimmernden Strom. Dann spricht sie leise die Verse aus ihrem Engellied:

Schaut im Geheimnisdunkel der Kreatur
"Tief vor der Gottheit,
Ihr die göttlichen Augen!

Gott, tue den Menschen den Blick auf, daß sie Dein Antlitz erkennen im Spiegel der Welt!"

An Kloster Johannisburg geht die Fahrt vorüber, der ehrwürdigen Benediktinerabtei im Kranz der blühenden Reben, an der alten Kaiserpfalz der Karolinger zu Ingelheim, an der Abtei Ebernach, wo die grauen Mönche seit zwei Jahrzehnten wohnen. Ein Ochsenfuhrwerk kriecht den Berg hinab, fein behutsam, denn es hat ein Fuder Klosterwein geladen, und die Zisterzienser von Eberbach haben den besten Keller im ganzen Rheingau.

Hier und in Johannisberg ist Hildegard schon öfters im vergangenen Jahr zu Besuch gewesen, wenn die Mönche den Rat der weisen Äbtissin begehrten. Darum geht heute der Weg an den Rheinklöstern vorüber.

Höher steigt die Sonne. Immer leuchtender wird der Tag. Zwischen den grünen Hügeln tauchen die Türme von Mainz empor, und alle Glocken läuten der Äbtissin den Willkomm.

In Mainz legt das Schiff an. Hildegard steigt, von einem Ehrengeleit geführt, den Rheinhügel hinauf, auf dessen Höhe das berühmte Benediktiner-Doppelkloster St. Jakob liegt, das dem Disibodenberg einst in Burchhard den ersten Abt geschenkt hat. Im Kapitelsaal redet die Äbtissin vor den Mönchen, die ehrfürchtig ihren Worten lauschen. Von dem großen Leid spricht sie, das durch den unglücklichen Ausgang des Kreuzzuges in die Welt gekommen, von der Aufgabe der Klöster, die Wunden zu heilen und die Niedergebeugten aufzurichten. Dann aber lodert hell auf ihr Blick: "Einen neuen Kreuzzug will Gott", ruft sie mit starker Stimme. "Wieder geht es um heiliges Land, um Gottes Land in den Herzen der Menschen. In euren Zellen, meine Brüder, werden die Schlachten dieses Kreuzzugs geschlagen. Eure Waffen — sind Gebet und Buße! Laßt nicht ab, mit eurem Flehen den Himmel zu bestürmen! Werdet nicht müde in den Werken der Entsagung. Haltet des Klosters heilige Zucht!"

Weit werden der Äbtissin Augen. Hart umklammert ihre Hand den heiligen Stab. Dann spricht sie mit bebenden Lippen:

"Ich sehe Leid kommen über Mainz, Leid über Kirche und Stadt! Es werden Tage kommen, da die Menschen wie Schafe sind, die keinen Hirten haben. Wenn aber der Kirche der rechte Hirte fehlt, dann sollen die Chöre der Mönche ihr mit Gebeten und Opfern zu Hilfe kommen! Sie mögen des Allmächtigen Hand zum Segen lenken!"

Eine Weile schweigt die Äbtissin, läßt ihre Blicke über die Reihen der Mönche gehen, die reglos verharren. Dann sagt sie mit neuem, milderem Klang:

"Eine andere Waffe noch gab euch der Herr. Durch die habt ihr Macht über die Herzen der Menschen. Das ist die Liebe! Nichts auf Erden kann ihr widerstehen; denn nichts ist stark wie die Liebe! Söhne des heiligen Benedikt, übet die Liebe!"

Schweigend begeben sich die Mönche in die Klosterkirche und singen das Miserere.

Hildegard geht zum Kloster der Nonnen, um auch ihnen zu predigen. Voll Güte und Milde sind ihre Worte wie die einer Mutter, als stände sie daheim auf dem Rupertsberg im Kapitelsaal und spräche zu ihren Töchtern.

"Ihr, Gottesbräute, seid aller Leidtragen Mütter. Achtet auf euer Amt, denn lauter als je ruft der Herzen Not nach der Mutter! nehmet das Kreuz, meine Töchter, und schreitet mit im Kreuzzug der Liebe!"

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Daß der rettende Emmanuel allen Menschen komme, besonders jenen, die noch in der Finsternis des Unglaubens leben, ist die Adventsmeinung aller Beter unserer Priesterstudentenbursen. Das Beten und das Opfern für andere ist der Christen edelste Tat. Es spricht das Gesetz Christi von den Geboten der Gottesliebe, und vom anderen Gebot, das diesem ersten Gesetze gleich ist an Wichtigkeit: Von der tatvollen Liebe zum Nächsten. Dieses Lieben suchen wir zu üben. Dieses Lieben soll unserer diesjährigen Adventszeit Geist und ewige Werte geben. Dieses Lieben möge Gott barmherzig annehmen und uns dafür segnen. Eine gottfreudige Adventszeit wünschen wir allen unseren Wohltätern. Des Emmanuels Gnaden erfülle sie alle. Möge jeder Ihn einst freudigst hören, wenn Er Sein letztes "Kommt zu Mir" spricht am Tage, da das Alte zuende sein wird, an dem das Neue uns ewig beginnt.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,630.75
Mrs. L. Fiederer, Kelowna, B. C.	2.00
Mrs. C. Lockert, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Tell, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Loretta White, Regina, Sask.	1.10
Mrs. J. Herman, Regina, Sask.	1.25
Mrs. Wendel, Kuntz, Regina, Sask.	1.00
Mrs. E. Zackrisson, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Christina, Hartman, Regina, Sask.	1.00
Mrs. P. Deis, Regina, Sask.	1.00
Mrs. V. Mirwald, Regina, Sask.	1.50
Mrs. Jos. Sotkowy, Regina, Sask.	6.35
Mrs. H. Wingert, Regina, Sask.	1.00
Mrs. A. Honigmann, Regina, Sask.	1.00
Mrs. M. Richardson, Regina, Sask.	2.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss, K. Ehman, Regine, Sask.	30.00
	$2,687.95

St. Karl Burse

Bisher, eingenommen:	$2,288.37
Mrs. L. Fiederer, Kelowna, B. C.	6.00
Mrs. A. Leniczek, Neudorf, Sask.	10.00
Mrs. R. Beller, Mankota, Sask.	1.00
Mrs. Emma Grad, Regina, Sask.	5.00
Ein Leser, St. Gregor, Sask.	2.00
Erich Kampmann, Waterloo, Ont.	20.00
Mrs. A. Amstad, Beaverton, Oreg.	3.00
	$2,335.37

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,413.45
Mrs. L. Fiederer, Kelowna, B. C.	2.00
Mrs. Mary Sarauer, Annaheim, Sask.	1.00
Mrs. Anton Klein, Holdfast, Sask.	3.00
S. P. Ripplinger, Kendal, Sask.	3.00
	$8,422.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask**

Bücherbesprechungen

Verlag Herder, Freiburg i. Br., Deutschland

Heinrich Bacht S.J. **Die Tage des Herrn**
Aus dem Französischen. Deutsche Übertragung und Bearbeitung: Heinrich Bacht S.J. Vorwort: Hans Urs von Balthasar.
I. Teil: Winter (Vom 1. Advent bis zum Sonntag Quinquagesima; vom Fest des hl. Franz Xaver bis zum Fest des hl. Thomas von Aquin) 288 Seiten, Dündruckausgabe, Taschenformat, Plastikband, 6,80 DM
II. Teil: Frühling (Vom Aschermittwoch bis zum Samstag nach Pfingsten; vom Fest des hl. Gregors d. Gr. bis zum Fest der Martyrer von Lyon) 316 Seiten, Dündruckausgabe, Taschenformat, Plastikband, 6,80 DM
III. Teil: Sommer –Herbst (Vom Dreifaltigkeitssonntag bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten; vom Fest des hl. Aloysius bis zum Fest des hl. Andreas) 364 S., Dündruckausgabe, Taschenformat, Plastikband, 6,80 DM

So urteilen Rundfunk und Presse:

". . . wir können nur sagen, daß uns kein Gebetbuch so umfassenden Inhalts bekannt ist . . ." **Radio Vatikan**

". . . Beste geistlich Kost . . . eine Fundgrube von wertvollen Anregungen, ausgewählte Texte aus Liturgie, Kirchenvätern, den großen Klassikern der religiösen Weltliteratur und religiösen Autoren unserer Zeit. Eine sehr wertvolle Sammlung, geschmackvoll dargeboten, eine Hinführung zur Besinnung und Betrachtung, nach der viele sich sehnen." **Kölner Pastoralblatt**

tung, nach der viele sich sehnen." **Kölner Pastoralblatt**

". . . wir haben hier etwas vom Allerbesten, was sich denken läßt . . ." **Seele, Regensburg**

*

Der Drache siegte nicht. Roman von Erwin K. Münz. 533 S. Verlag Glock u. Lutz, Nürnberg, Deutschland

Wenn dieser Roman das Erstlingswerk des Verfassers ist, hat er damit seine Meisterschaft bewiesen. Denn sein Buch ist so fesselnd und in sprachlicher und dichterischer Vollendung geschrieben, daß man es kaum aus der Hand legen kann. Die Form ist erregend: Zeugen werden aufgerufen vor den weltlichen Gerichten und vor Gott, und so unterschiedlich die Zeugen und die Aussagen sind, alles wird zum Mosaik, Steinchen fügt sich zu Steinchen, im letzten rundet sich das Bild: "Gott hat immer recht." Das alte Rußland ersteht vor uns, wie es war und wie es nun geworden und geblieben ist, rätselhaft im Bösen wie im Guten, das Rußland, in dem die Magd Dunja sagen kann: "Ich habe keine Angst vor den Menschen, aber ich habe Angst vor Gott, denn den habe ich in der Seele, und da sitzt er als Richter mit dem Blick in die Ewigkeit." Ergreifend sind die Aussagen und die Gebete des Zaren, seiner Kinder und der Zarin. In einem schweren Jahr der Gefangenschaft wandeln sie sich zu einem heiligmäßigen Leben, das sie unerschrocken ihrem Tod entgegengehen läßt. Der letzte Brief der Zarin an die Erzieherin ihrer Töchter zeigt die Vollendung: "Weshalb sollen wir nicht leiden, da doch Er, der Unschuldige, gelitten hat?" Himmel und Hölle hat der Dichter bewegt und dem scheinbaren Sieg des Bösen die Verheißung entgegengestellt: "Der Drache siegte nicht." A. P.